

# Deutsch-Ostafrika im Aufstand 1905/06

GRAF VON GÖTZEN

Auszug aus dem Buch

## **Deutsch-Ostafrika im Aufstand 1905/06**

von Graf von Götzen

Berlin 1909

1. Einleitung und Geographisches Kapitel
2. Die Eingeborenen und die deutsche Machtstellung

**D**eutsch-Ostafrika  
im Aufstand 1905/06

GRAF VON GÖTZEN

**Deutsch-Ostafrika**  
im Aufstand 1905/06

Im gleichen Verlag erschien früher:

Durch Afrika von Ost nach West  
Resultate und Begebenheiten einer Reise  
von der  
Deutsch-Ostafrikanischen Küste bis zur Kongomündung  
in den Jahren 1893/94  
von  
G. A. Graf von Oöfen.

Mit zahlreichen Illustrationen von W. Kuhnert und Sütterlin nach den Photographien  
und 2 großen Karten von Richard Kiepert nach den Original-Aufnahmen des Verfassers.

Zweite Auflage.



ÜBERFALL AUF DEM MARSCH

# Deutsch-Ostafrika im Aufstand 1905/06

von

**Graf von Gözen**

früher Kaiserlicher Gouverneur

von

Deutsch-Ostafrika

Mit 6 farbigen Lichtdrucktafeln nach Originalen  
von Wilhelm Kuhnert, 4 Kartenskizzen und  
1 Übersichtskarte



Berlin 1909  
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

## Vorwort

**D**ie nachfolgenden Blätter sind dazu bestimmt, Erinnerungen an eine wichtige Episode in der Geschichte der größten deutschen Kolonie zu wecken und festzuhalten.

Die große Negerrevolte, die in den Jahren 1905 und 1906 weite Gebiete Deutsch-Ostafrikas durchtobte, hat in allen ihren Wandlungen noch keine zusammenhängende und auch weiteren Kreisen zugängliche Darstellung erfahren. Eine solche der Öffentlichkeit heute zu übergeben, nachdem über drei Jahre seit jenen Ereignissen vergangen sind, erschien mir der Mühe wert und im Hinblick auf die rasch fortschreitende Entwicklung der Kolonie auch nützlich.

Der Inhalt des hier Gebotenen ist zum Teil persönliches Erlebnis. Das Erlebte rief Empfindungen hervor und hinterließ Eindrücke, die sich mit den Erfahrungen einer mehrjährigen kolonialen Tätigkeit verbanden. Daraus ergaben sich Schlußfolgerungen, die bei den nahen Beziehungen, wie sie besonders in Kolonien zwischen militärischer und wirtschaftlicher Arbeit obwalten, notwendigerweise auf verschiedene Gebiete des kolonialen Lebens übergreifen mußten. Der kriegerische Rahmen meiner Schilderung wird deshalb auch friedliche Bilder zu umschließen haben.

Mitten in den Ereignissen stehend und zur Mitwirkung an der heißen Arbeit jener Tage berufen, hatte ich später Gelegen-

heit, die Lücken persönlicher Kenntnis und Erinnerung durch Einblick in reiches amtliches Berichtsmaterial auszufüllen.

Eine in ihrer Knappheit vorzügliche Wiedergabe der wichtigsten Geschehnisse des verheerenden Aufstandes brachte das Militär-Wochenblatt im Jahrgang 1906. Sie hat zum Verfasser den Hauptmann Merker, einen Mitkämpfer, den inzwischen an den Ufern des Viktoria-Sees ein früher Tod ereilt hat. Ihr Inhalt wird in mancher Hinsicht ergänzt durch ein dem Aufstand gewidmetes Kapitel in der Schrift des Hauptmanns Heinrich Fonck »Deutsch-Ostafrika, die Schutztruppe«.

Die Tätigkeit der Kaiserlichen Marine, die berufen war, der Schutztruppe kameradschaftlichen Beistand zu leisten, schildert ein Beiheft zur »Marine-Rundschau« vom Mai des Jahres 1907.

Missionszeitschriften erzählen von den wechselvollen und traurigen Schicksalen der verschiedenen Missionsstationen und ihrer Bewohner.

Das Bild, das sich ergibt, ist vielleicht dazu angetan, auch solche Leser zum Nachdenken anzuregen, deren Gedankenkreis koloniales Leben bisher nicht in sich einzuschließen pflegte. Denn die Summe aller Erscheinungen, die während der Rebellion von 1905 zutage traten, zwingt uns, heute schon an die Anfänge eines Solidaritätsgefühls der Negerrasse gegenüber den fremden, kolonisierenden Völkern zu glauben. Der Aufstand muß zweifellos als ein Symptom der großen, auf Selbständigkeit gerichteten Bewegung angesehen werden, die seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sich unter der farbigen, außerhalb der christlichen Kultur stehenden Menschheit offensichtlich geltend macht.

Dieser Zusammenhang, zunächst freilich nur zeitlich erkennbar, gibt den kriegerischen Ereignissen, von denen die folgenden Kapitel erzählen, ihre besondere Bedeutung. In Ursprung und

Wesen sind sie durchaus verschieden von den kleinen Unruhen lokalen Charakters, die den jüngeren europäischen Kolonien in Afrika alljährlich noch zu schaffen machen. Sie bieten auch wenig Analogien zu dem Araberaufstand der Jahre 1889 und 1890. Denn der Kampf, dessen erfolgreiche Beendigung damals die deutsche Herrschaft in Ostafrika begründete, war vorwiegend aus ökonomischen Gründen von der mohamedanischen Küstenbevölkerung entfesselt worden, die ihre auf Sklaverei beruhende Wirtschaftsform durch die deutsche Invasion bedroht sah.

Umfassende militärische Operationen oder Gefechte von großer Ausdehnung und langer Dauer hat die Rebellion vom Jahre 1905 nicht gebracht. Ein aufreibender Kleinkrieg gibt ihr das Gepräge. Aber viele Beweise echter Tapferkeit, zäher Ausdauer und rascher Entschlossenheit heben sich als helle Lichter auf dunklem Hintergrunde ab. Nur wenige von ihnen vermag der enge Rahmen dieses Buches aufzunehmen, das seine Aufgabe darin erblickt, nur die wesentlichen Züge zu einem Gesamtbild zu vereinen.

Hamburg, im Sommer 1909.

Der Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort . . . . .	V—VII
Verzeichnis der Lichtdrucktafeln und Karten . . . . .	XIII
Einleitung und geographisches Kapitel . . . . .	1—15
Einleitung. Größe des Landes. Küstenentwicklung. Städtebildungen. Wasserstraßen. Aufbau des Kontinents. Küstenzone. Hochplateau. Gebirgsinseln. Binnenseen. Klima. Europäische Befiedlung. Jahreszeiten. Bodenbedeckung. Kulturmethoden.	
Die Eingeborenen und die deutsche Machtstellung . . . . .	16—41
Hebung der Eingeborenen. Tempo unfere Vorgehens. Ziel. Entwicklungsfähigkeit der Neger. Bevölkerungszahl. Bantustämme. Hamitische Zuwanderung. Wanjamwesi. Küstenbevölkerung. Wangoni. Wahehe. Recht der Befißergreifung. Araber. Sklavenhandel. Inder. Landwirtschaft. Feldbau. Viehzucht. Gewerbliche Berufe. Trunkfucht. Religiöse Vorstellung. Zauberer. Sprachen. Charakter der Neger. Staatlicher Organismus. Residenturen. Lokalverwaltung. Kommunal-Verbände. Behörden. Gouverneur. Truppenkommando. Schutztruppe. Geringe Truppenstärke.	
Der Maji-Maji-Zauber . . . . .	42—74
Die Rebellion kommt ganz unerwartet. Urheberchaft. Geheimhaltung. Vorbereitungen. Maji-Maji-Zauber. Keine religiöse Bewegung. Bewaffung. Waffenmonopol. Stärke der Schutztruppe. Verteilung der Truppen. Marine. Bezirkschefs. Personalwechsel. Erstes Sturmzeichen. Matumbi. Brand von Ssamanga, Eingreifen der 5. Kompagnie. Hopfers Ermordung.	

Gelände. Mohoro. Verstärkungen. S. M. S. »Buffard«. Telegraphenzerstörung. Major Johannes. Fechtweise. Bokeros Warnung. Verstärkungen aus Deutschland notwendig. Unruhe in Ufaramo. Überfall auf Liwale. Hilfsaktionen. Expedition Crawert. Ermordung des Bischofs Spieß. Kritik. Neue Verstärkungen beantragt.

## Der Aufstand im Wachsen . . . . . 75—103

Geteilte Operationen. Koleo-Kultus in Ufaramo. Lage in Lindi. Ssongea. Ausstellung in Zanzibar. Rebellen-Uniform. Sicherung von Mohoro. Unruhen in Ufaramo. Aufregung in Daresalam. Bürgerwehr. Rekrutenanwerbung. Matumbi. Baumwolle. Europäer unter Waffen. S. M. S. »Buffard«. Sadani. Gefecht bei Kipo. Unruhen in Lindi. Kiffangire. Gefechte am Matandu. Bagamojo. Die Kreuzer »Thetis« und »Seeadler«. Maffau-Rekruten. Bukaleute. Schlimme Nachrichten aus Lindi. Morogoro aufständisch. Zerstörung der Lindi-Missionen. Kilwa-Hinterland. Pest in Zanzibar. Angriff auf Kilossa. Lage in Ssongea. Lindi. Gefecht bei Kiffaki. Die Wangoni. Makatumbe. Lindi. Gouvernementsrat. Geheimrat Paafche. Graf Pfeil. Burenansiedlung. Rassengefühl. Aufstand in Iringa. Mahenge bedroht. Morogoro. Marine-Infanterie.

## Der Zug des Hauptmanns Nigmann . . . . . 104—126

Mahenge. Der Kriegsschauplatz. Gegen die Wapogoro. Die Wabunga-Mafiti. Gefecht bei Muhindi. Sturm auf Mahenge. Defensive. Hauptmann Nigmann. Wahehe. Die 2. Kompagnie geht nach Mahenge. Gefecht bei Kapalala. Am Ruipa. Im Idetefumpf. In Ifakara. Entsetzung von Mahenge. Ausfallsgefecht. Lage in Iringa. Sturm auf Pangire. Missionare. Entsetzung von Ssongea. Kinjalla und Schabruma. Gefecht bei Uwerekwa. Zerstörung der Missionen. Die Abteilung Klinghardt. Gefecht bei Njamabengo. Rückmarsch des Hauptmanns Nigmann.

## Der Aufstand erreicht seinen Höhepunkt . . . . . 127—151

Aufgaben der Truppenführung. Größte Ausdehnung der Rebellion. Wanjamwesi-Gefahr. Seefoldaten am Viktoria-See. Matumbi. Kilwa. Mahenge. Kiwngas Tod. Gegen die Wabunga. Kampf am Ruipa. Hochwasser. Gegen die Wapogoro. Verstärkungen nötig. Ssongea. Kinjalla. Ssongea in der Defensive. Im Liganga-Lager. Überfall bei Ruanda.

Morogoro. Jumbe Kitalika. Hauptmann Fonck. Hauptmann Freiherr von Wangenheim. Lage im Bezirk Morogoro. Gefechte in den Ufagara-Bergen. Fanatismus. Hunger als Bundesgenosse. In Kiffaki. Zweiter Überfall auf Kilossa.

Beginn der planmäßigen Unterwerfung . . . . . 152—166

Einteilung der Unterwerfungsaktionen. Daresfalam. Zerstörung von Kiffidju. Ende der Unruhen in Ufaramo. Mohoro. Die letzten Kämpfe am Rufiji. Matumbi. Die 14. Kompagnie. Gefecht in Tawa. Unterwerfung der Wamatumbi. Lindi. Charakter des Aufstandes. Wajao-Häuptlinge. Mataka. Ssongeas Brief. Hauptmann Seyfried. Seefoldaten in Maffassi. Kämpfe am Mbemkuru. Makondeplateau. Gefecht bei Nghullu. Schutz der Stadt Lindi. Ausgang der Bewegung in Lindi. Folgen für den Bezirk. Palaeontologisches.

Die Unterwerfung der Wapogoro und Wabunga 167—170

Der Vormarsch auf Mahenge wird möglich. Hauptmann Freiherr von Wangenheim. Trägermangel. Hochwasser am Luwegu. Rückmarsch zum Rufiji. Mehr Truppen für Mahenge. Umweg über Iringa. Wangenheim in Mahenge. Lage in Mahenge. Luwegu-Expedition. Gefecht am Lukula. Die Wabunga unterwerfen sich.

Die letzten Kämpfe am Ruaha . . . . . 180—199

Die Wafagara. Die 5. Kompagnie. Englische Missionare. Seefoldaten in Mpapua. Die 15. Kompagnie. Major Freiherr von Schleinitz. Trägermangel. Vormarsch gegen Widunda. Verpflegungsschwierigkeiten. Gefecht bei Mahalaka. Höhlenkampf. Die Rebellen geben den Kampf auf. Streifzüge der Kompagnie Wunderlich. Gegen die Wafagara im Iringa-Bezirk. Überfall in Ukwega. Hauptmann Nigmann züchtigt die Wabunga. Abteilung Mpapua. Zug gegen Kiberege. Faltboote bei Ifakara. Verlustreicher Rückmarsch. Am Ubenaposten.

Der Feldzug gegen die Wangoni . . . . . 200—219

Charakter der bisherigen Operationen. Formierung der Expeditions-Abteilung Johannes. Etappenlinie. Südbahn-Erkundung. Abmarsch. Ankunft in Liwale. Major Johannes in Ssongea. Geteilte Arbeit. Süd-Ungoni unterwirft sich. Die Kompagnien rücken nordwärts weiter vor. Likuju. Kitanda.

Gumbiro. Sultan Schabruma. Mputa wird gefangen. Ereignisse in Süd-Ubena. Stabsarzt Wiehe fällt. Die 8. Kompagnie in Süd-Ubena. Major Johannes in Süd-Ubena. Einschließung von Upangwa. Gefecht bei Kitanda. Gefechte am Luwegu. Ende des Upangwa-Unternehmens.

**Der Ausgang des Kampfes . . . . . 220—235**

Rekruten aus Neu-Guinea. Heimfendung der Marine-Infanterie. Der Gouverneur verläßt die Kolonie. Die Rebellenführer in Mgende. Major Johannes marschirt gegen Mgende. Die 14. Kompagnie. Mitwirkung der Mahengetruppen. Ergebnisse. Verfolgung der Rädelsführer. Das Objekt der Kriegsführung ändert sich. Überfall auf Schabrumas Lager. Major Johannes kehrt zur Küste zurück. Kleinkrieg in Upangwa. Ende der Wagindo-Häuptlinge. Unruhen in Iraku. Ende des Maji-Maji-Zaubers. Folgen des Aufstandes.

**Einige Schlußfolgerungen . . . . . 236—257**

Unzufriedenheit der Häuptlinge. Beeinflussung des Volkes. Innere Verwaltung. Religiöses Moment. Waffenhandel. Schutztruppe. Personal. Bewaffung. Organisation. Taktik. Ausrüstung. Irreguläre. Schwäche der Truppe. Nachrichtenverbindung. Geringe Kopffstärke. Erhöhung des Truppenetats. Askari-Erfolg. Weiße Schutztruppe.

**Register . . . . . 258—274**

## Verzeichnis der Lichtdrucktafeln und Karten

Überfall auf dem Marsch . . . . .	Titelbild
Askari im Gefecht . . . . .	48
Kriegslager in der Boma von Mahenge . . .	104
Am oberen Rufiji-Fluß . . . . .	168
Hochwald in den Utchungwe-Bergen . . .	200
Typen von Irregulären oder Ruga-Ruga . .	224
Kartenkizze 1 . . . . .	158
„    2 . . . . .	184
„    3 . . . . .	214
„    4 . . . . .	222
Überfichtskarte von Deutsch-Ostafrika . .	am Schluß

# Einleitung und geographisches Kapitel



Die Bewohner von Daresalam, der deutsch-ostafrikanischen Landeshauptstadt, erfreuen sich in den Sommermonaten einer frischen Seebrise, die der Monsunwind ihnen zufächelt. In den Julitagen des Jahres 1905 gefellte sich dieser anregenden Wirkung der Temperatur noch der belebende Einfluß des Bahnbaus nach dem weiten Binnenland, mit dessen Bewilligung durch den Reichstag die »neue Ära« für Deutsch-Ostafrika eingesetzt hatte. Einem mehr als zehnjährigen Sehnen und Wünschen, das alle Freunde der Kolonie, Träger vorsichtigen Geschäftsinnes und weitblickende Idealisten gleichermaßen, erfüllt hatte, war damit Genüge geschehen. Bei unseren Kolonisten regten sich wieder Körper und Geist, die unter mittelafrikanischem Himmel leicht zu erlahmen pflegen. Die schlechten Zeiten schienen vergessen zu sein, und mancher deutsche Ostafrikaner, voller Hoffnungen für die Zukunft, umgeben von üppiger tropischer Natur, mochte wohl im Stillen beim Lesen der Aufstandsnachrichten aus dem fernen Bruderland Südwest voll Mitleid die Landsleute bedauern, die dort heldenmütig unter unfäglichen Mühsalen und Schwierigkeiten ihre »Sandwüsten« gegen zähe und waffengeübte Eingeborene zu behaupten hatten.

Ich selbst war damals eben erst von einer längeren Reise, die mich in meiner Eigenschaft als Gouverneur der Kolonie zur Besichtigung unserer Verwaltungseinrichtungen und Truppen nach dem Viktoria-See geführt hatte, in die Hauptstadt zurückgekehrt.

Göhen, Deutsch-Ostafrika im Aufstand.

Einleitung

I

Ich hatte dabei Einblick in die fördernden Wirkungen gewonnen, welche die britische Ugandabahn auch auf unsere Stellungen am See auszuüben begann, und hatte im Verein mit meinen Stationschefs Anordnungen treffen können, die bestimmt waren, uns jene Einflüsse in kommerzieller und militärischer Hinsicht nach Möglichkeit dienstbar zu machen. Am Westufer des Sees, in Bukoba, waren mit großen eingeborenen Sultanen persönliche Beziehungen wieder aufgenommen worden, die ich schon elf Jahre vorher als privater Forschungsreisender angeknüpft hatte, als ich die zu jener Zeit noch unbekanntem nordwestlichen Teile der Kolonie auf dem Marsch nach der Westküste Afrikas durchzog. Auf der Rückfahrt, in Entebbe und Nairobi, war es dann beim Austausch nachbarlicher Besuche mit meinen Amtskollegen vom britischen Uganda-Protektorat und von Britisch-Ostafrika von besonderem Reiz gewesen, unsere beiderseitigen Verwaltungsmaßnahmen erörtern und die gemachten Erfahrungen gegenseitig abwägen zu können; Vergleiche, die nicht zu Ungunsten unserer Kolonie ausgefallen waren.

Jetzt sollte ich in wenigen Tagen nach Deutschland abreisen, wohin mich wichtige Verhandlungen riefen. Die Rückkehr an meinen bisherigen Wirkungskreis war wenig wahrscheinlich. Ich gedachte Abschied von einer langjährigen und mir lieb gewordenen Tätigkeit zu nehmen.

Doch es sollte anders kommen! Eine Reihe von Depeschen, die mich am 1. August erreichten, warf alle Pläne über den Haufen und verlängerte meinen Aufenthalt in Daresalam noch um neun Monate voller Unruhe und aufreibender Arbeit. Völlig unerwartet hatte plötzlich unter den Negervölkern Deutsch-Ostafrikas eine aufständische Bewegung eingesetzt, die rasch eine bedrohliche Ausdehnung annehmen und ein Ländergebiet, so groß wie das Königreich Preußen, der verheerenden Kriegsfurie preisgeben sollte!

Zum Verständnis der folgenden Ereignisse bedarf es eines Überblicks über den Schauplatz der Handlung.\*) Die Eigenart

---

\*) Siehe die beigeheftete Übersichtskarte.

der afrikanischen Natur muß nicht nur ganz wesentlich auf die besondere und von allen europäischen Verhältnissen grundverschiedene Art der Kriegführung einwirken, ihre Kenntnis wird uns auch, wenn wir dem Zusammenhang zwischen Bodengestaltung und Menschenart bezw. Menschentum nachgehen wollen, das Verstehen der treibenden Kräfte erleichtern, die zum Ausbruch der Rebellion und zu ihrer raschen Ausbreitung führten.

Diese im engeren Sinn geographischen Grundlagen erhalten in einem weiteren Kapitel ihre notwendige Ergänzung in einer Betrachtung der farbigen Völkerschaften im Aufstandsgebiet, ihrer ethnographischen Beziehungen und der von ihnen erreichten geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsstufe.

In der Differenz zwischen dieser Entwicklungsstufe und der im Verhältnis hierzu sehr großen Höhe der Kultur mit allen ihren Begleitbegriffen, welche die weiße Rasse in das Land des schwarzen Mannes importiert, ist aber letzten Endes die Ursache auch dieser Rebellion zu erblicken. Das Bestehen einer solchen Differenz hat die Eigenschaft, Spannungen zu erzeugen, die leicht zur Entladung gebracht werden können, sobald ein einigendes Moment die verschiedenen betroffenen Elemente zusammenführt. Aufgabe des Trägers der höheren Kultur muß es darum sein, für möglichste Ableitung Sorge zu tragen, gleichzeitig aber auch, im Bewußtsein der Unvollkommenheit aller solcher Versuche, stets die nötigen äußeren Machtmittel bereit zu halten, ohne die noch keine Zivilisation sich durchzusetzen vermochte.

In diesem Zusammenhang wird auch die innerpolitische Lage Deutsch-Ostafrikas, d. h. die künstlich durch unsere militärische und verwaltende Tätigkeit geschaffenen Beziehungen zwischen der deutschen Kolonisation und dem Element der Eingeborenen, und schließlich, als wesentlicher Faktor für unseren besonderen Zweck, Stärke und Verwendungsbereitschaft der Schutztruppe einer kurzen Besprechung zu unterziehen sein.

\* \* \*

1\*

Größe des Landes

Die Kolonie Deutsch-Ostafrika ist etwa doppelt so groß wie das Deutsche Reich. An ihre östlichen Gestade, die sich von der britisch-ostafrikanischen Grenze an der Mündung des kleinen Umbaflusses südwärts bis zum portugiesischen Cap Delgado erstrecken, brandet der Indische Ozean. Die Längenausdehnung der deutsch-ostafrikanischen Meeresküste — in der Luftlinie gemessen 680 km — entspricht etwa der Entfernung von Memel bis Lübeck.

Küstenentwicklung

Als um das Jahr 1498 Vasco da Gama und seine Gefährten als erste Sendboten der weißen Rasse dort Ankergrund suchten, unternahmen sie kein geringes Wagnis. Dem ansteuernden Seefahrer erscheint das Bild des grünen Küstenlaufs zunächst von großer Gleichförmigkeit. Beim Näherkommen aber erkennt sein kundiges Auge lange Reihen von Barren und Sandbänken, zwischen denen hindurch schmale Einfahrtswege in zahlreiche, meist flache Buchten und Krieks hineinführen. Am Ufer treffen die anrollenden Wogen auf Korallen- und Sandsteinbildungen, an denen sie dauernd ihr Zerstörungswerk verrichten. Vorgelagerte Riffe heben sich zur Ebbezeit weiß über das Meeresblau empor, oder sie versinken, der Schifffahrt Gefahr drohend, mit steigender Flut unter kristallgrüne Wasserflächen, gleich als wollte die Natur dem Ankömmling ein prächtiges Bild vorzaubern, schon vor dem Betreten afrikanischer Erde ihm aber vor Augen führen, daß dort alles schwerer und unter größeren Opfern erkämpft werden muß als anderswo.

Städtebildung

Von den zahlreichen, durch das Vordringen des Meeres entstandenen Buchten haben drei, die Krieks von Tanga, Daresalam und Lindi zu neueren Städtebildungen und Hafenbauten Veranlassung gegeben. Die größte, der Kriek von Kilwa Kisiwani, in dessen Einfahrt auf einer Insel gewaltige Ruinen portugiesischer und arabischer Bauten von einer vergangenen Kultur zeugen, harret noch heute der wirtschaftlichen modernen Ausnutzung.

Diese Einwirkung der Küstenentwicklung auf die Städtebildung ist bei der Frage nach den Entstehungsurachen anderer

Küstenplätze, wie Pangani, Sadani und Kilwa Kiwindſche, nicht ganz ſo deutlich erkennbar. Alle drei ermangeln eines brauchbaren Hafens. Ganz flache Reeden oder Barren zwingen dort größere Fahrzeuge, mehrere Seemeilen ab von Land zu Anker zu gehen oder zu treiben, ſo daß Handelsverkehr und Truppenverſchiffungen großen Hemmniffen unterliegen. Aber gerade die ſchlechten Landungsverhältniſſe mögen der Grund zu dieſen Niederlaſſungen der Araber, denen alle älteren Städtebildungen zu danken ſind, geweſen ſein, weil ſie dort verhältnißmäßig ſicher vor den europäiſchen Kriegſchiffen ihrem Sklavengeſchäft nachgehen konnten.

Mit dem Aufhören des Menſchenhandels hat offenbar die weitere Entwicklungsfähigkeit dieſer drei Orte ihr Ende erreicht, obwohl ſie Sitze deutſcher Lokalverwaltungen wurden und gewiſſe Vorzüge ihres Hinterlandes für ſie noch heute wirksam ſind. So ergibt ſich für das hiſtoriſch bedeutſame Sadani, — im November 1884 betreten dort Dr. Carl Peters und Graf Joachim Pfeil mit ihren Gefährten zuerſt afrikanisches Feſtland, um für Deutſchland eine Kolonie zu erwerben, — ein ſolcher Vorzug aus der Entdeckung, daß die Böden ſeiner Umgebung ſich anſcheinend vorzüglich für Baumwollkulturen eignen. Pangani, das einſt große Sklaven- und Elfenbeinkarawanen nach den Maſſailändern ausrüttete und als Mittelpunkt einer arabiſchen Rohrzuckerinduſtrie Bedeutung erlangte, ſieht alljährlich eine Zunahme an europäiſchen Großbetrieben zur Gewinnung von Siſalhanf und Gummi in nächſter Nähe; und doch liegt der Schwerpunkt aller dieſer Unternehmungen heute ſchon in dem 45 km nordwärts gelegenen Tanga. Der gute Hafen und die Eiſenbahnverbindung mit dem Innern ſichern eben Tanga die unbedingte Suprematie. Kilwa Kiwindſche ſchließlich ſtirbt nur deshalb nicht ab, weil die Lokalregierung und die dort etablierten Handelshäuſer der großen Koſten wegen noch zögern, ihre Sitze nach dem alten Kilwa der Portugieſen, an die Bucht von Kiſſiwani, zu verlegen.

Wefentlich anderen Momenten verdankt Bagamojo ſein Werden und Vergehen. Noch vor 10 Jahren die volkreichſte

Küstenstadt, beherrschte es fast den gesamten Karawanenhandel der Kolonie bis weit in den Kongostaat hinein. Es hat in der Entdeckungsgeschichte Zentralafrikas eine wichtige Rolle gespielt. Burton, Speke, Cameron, Stanley, Wißmann und andere haben Bagamojo zum Ausgangspunkt ihrer großen Unternehmungen gemacht. Seine Bedeutung für den Binnenhandel wird aber bald wenig mehr als historische Erinnerung sein, denn es mußte seine kommerzielle Stellung, die allein auf seiner Lage als leicht erreichbarer Übergangspunkt für den Großhandel Zanzibars zur Küste beruhte, in dem Augenblick an das nur 60 km südlicher gelegene Daresalam verlieren, in welchem die Schienenverbindung von dort nach dem Innern des Landes zur Tatfache wurde. Die Hafenvhältnisse zwangen aber dazu, die Landeshauptstadt und nicht die Handelshauptstadt als Ausgangspunkt der Eisenbahn zu wählen.

Eine Unterbrechung der buchtenreichen, im Küstenbild zu Tage tretenden Linien von Korallen- oder Sandsteinformationen bilden Streifen von Schwemmland an den Flußmündungen. Auf ihrem sumpfigen, von der auflaufenden Salzflut durchtränkten Boden schlägt gern die grünbelaubte Mangrove Wurzel, deren unansehnliche Stämme von alters her dem holzarmen Arabien als Bau- und Feuerungsmaterial dienen. Besonders die Bestände in dem weitverzweigten Delta des Rufiji-Stromes und an der Mündung des Rowuma im Süden wurden von den zerbrechlichen arabischen Segelfahrzeugen häufig aufgesucht. Heute, nachdem die Mangrove wegen des hohen Gerbstoffgehalts ihrer Rinde ein gefuchter Handelsartikel geworden ist und die Waldungen sich auch zu lichten beginnen, hat man ihre Reste zum fiskalischen Reservat erklärt und gleichzeitig ihre fachmännische Ausnutzung und Aufforstung in Angriff genommen.

Wasserstraßen

Der Erzeuger dieses Deltas, der Rufiji, den wir im Zusammenhang mit der Rebellion von 1905 noch öfter zu nennen haben werden, ist der einzige Wasserlauf in der Kolonie, der mit seinen Zuflüssen ein ausgedehntes, weit ins Innere des Landes reichendes Stromgebiet bildet und für eine Schifffahrt auf

beträchtliche Strecken in Betracht kommt. Die andern Flüsse verlagern als Verkehrswege, wenn man mehr fordert, als ein Befahren mit Booten oder Einbäumen zur Regenzeit auf kurze Strecken. Von dieser Regel bildet weder der Panganißstrom, dessen Wasser von den Gletschern des Kilimandscharoberges gespeist werden, noch der Grenzfluß im Süden, der Rowuma, eine Ausnahme.

Dieser Mangel an schiffbaren Wasserstraßen läßt die Einwirkung, die von der Gestaltung der Küstenlinie auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes ausgeht, noch kräftiger zur Geltung kommen. Wie wir an dem Beispiel von Daresalam und Bagamojo sahen, beeinflußt sie nicht nur den Verkehr der Kolonie mit der Außenwelt, sondern sie bestimmt auch die Richtung der Bewegungslinien des Binnenlandverkehrs.

Fragen wir nach der Ursache des Fehlens schiffbarer Flüsse, so wird uns ein Blick auf die Grundzüge im Aufbau des Kontinents Aufschluß geben. Von der Küste nach dem Innern des Landes zu steigt nämlich der Boden zunächst nur ganz allmählich an; dann erheben sich bis zu wenigen hundert Metern Meereshöhe sanfte Terrassen, die geologisch noch dem Küstengebiet angehören. In einer Entfernung vom Meeresufer, die im nördlichen Teil der Kolonie etwa 200 km, im Süden bis zu 400 km beträgt, ändert sich aber das allgemeine terrestrische Bild. Man steht dann plötzlich vor einem steilen Anstieg oder vor mächtigen Randbergen, durch deren tief eingeschnittene Täler der Weg auf das ostafrikanische Hochland hinaufführt.

Dieses gewaltige Plateau, dem der größere Teil Deutsch-Ostafrikas zuzurechnen ist, erstreckt sich in großen Zügen etwa vom Zambesifluß bis nordwärts nach Abessinien. Es trägt keineswegs den Charakter einer mehr oder weniger flachen Hochebene, sondern es ist unter starken geologischen Einwirkungen vielfach zerklüftet, von Bruchspalten durchzogen und mit Kuppen und Gebirgszügen durchsetzt. Seine durchschnittliche Höhe auf deutschem Boden beträgt etwa 1200 bis 1500 m über dem Meeresspiegel, während die Ränder stellenweise erheblich stärker

Aufbau des  
Kontinents

Küstenzone

Hochplateau

aufgewulft sind und Höhen von 2000 m und mehr erreichen. Unter diesen Erhebungen haben im Westen die Bergzüge von Ruanda, an denen der Nil entspringt, im Osten das Utschunggebirge in Uehe mit seinen regentriefenden Urwäldern und wilden Schluchten Phantasie und Wissenschaft am meisten beschäftigt, während das Ngurugebirge, die Usagaraberge und das Hochland von Ungoni als wirtschaftlich bevorzugte Gebiete zu rühmen sind.

Bei einem solchen Aufbau des Landes ist es ohne weiteres verständlich, weshalb die Flüsse, die in einer den Zug der Hochlandsstufe senkrecht treffenden Richtung dem Meere zufließen, mit Stromschnellen und Fällen durchsetzt sind. Ihre Gewässer müssen sich durch die Randberge des großen Hochplateaus hindurchzwängen und über die Terrassen des Küstenstreifens hinabstürzen.

Eine verhältnismäßig schmale und niedrige Küstenzone und landeinwärts ein gewaltiges Hochland bilden somit die Grundformen der geographischen Gestaltung Deutsch-Ostafrikas.

Die Einheitlichkeit und Einfachheit dieser Formation wird aber durch andere mächtige Naturbildungen vielfach unterbrochen und gleichzeitig abwechslungsreicher oder für die menschliche Wirtschaftsbeschäftigung vielseitiger und daher vorteilhafter gestaltet.

Gebirgsinseln

Von diesen sekundären Formen im Bilde Deutsch-Ostafrikas können hier nur die wichtigsten Erwähnung finden. Zunächst einige Bergmassive, die sich aus der Küstenebene heraus zwischen Ozean und Plateaurand erheben und die auch, was Klima, Bodenbedeckung und Bevölkerung anbetrifft, ganz wesentlich von der sie umgebenden Niederungslandschaft abweichen. Man hat sie daher nicht mit Unrecht als Gebirgsinseln bezeichnet. Das Plantagegebiet von Ufambara und die Pareberge im Norden, das zackige, glimmerreiche Ulugurugebirge und die Matumbiberge mit ihrer trostigen wilden Einwohnerschaft im mittleren Teil des Küstengebiets, und weiter im Süden das Makonde- und das Mueraplateau sind die wichtigsten dieser Inselberge.

Geologisch von diesen Gneisbildungen durchaus verschieden, aber gleichfalls infelartig emporragend, ist die gewaltige, unter dem Namen Kilimandscharo bekannte Vulkangruppe, hart an der nordöstlichen Grenze der Kolonie gelegen. Der über 6000 m hohe Berg ist die höchste Erhebung Afrikas. Seine fruchtbaren Hänge bildeten seit Beginn unserer Kolonisation das Ziel vieler wirtschaftlicher Unternehmungen, aber auch den Schauplatz blutiger Kämpfe.

Diesem Bergriesen gleichen in terrestrischer Großartigkeit die augenfälligsten Unterbrechungen im Bilde des ostafrikanischen Hochplateaus, die großen Binnenseen. Wir können drei Gruppen unterscheiden. Im Norden der flache und von niedrigen Ufern umgebene gewaltige Viktoria Njanja, das große Reservoir des Nilstroms; im Süden der Njassasee, umrandet von steil abfallenden Gebirgszügen und mit Tiefen, die weit unter das Niveau des Indischen Ozeans hinabreichen, und als nördliche geologische Fortsetzung, wenn auch durch jungvulkanische Bildungen vom Njassasee heute getrennt, die Reste des Rikwasees. Endlich im Westen eine in der Richtung Nord-Süd verlaufende ungeheure Senkung, in deren Sohle eingebettet der Tanganjikasee, der Kiwusee, der Albert-Edward- und der Albertsee liegen. Im Westen dieser Seen senkt sich dann das ostafrikanische Hochland zum Kongobecken hinab.

Binnenseen

Eine nähere Charakterisierung dieser Binnenmeere führt zu der Frage nach ihrer wirtschaftlichen und kolonialpolitischen Bedeutung. Da die vier erstgenannten politische Abgrenzungen gegen britisches bzw. belgisches Gebiet bilden, so ergibt sich die Tatsache, daß ihre Ufer für Deutsch-Ostafrika gleichsam eine zweite Küstenlinie darstellen, alle Vorzüge gewährend, die auf der verkehrsfördernden und völkerverbindenden Eigenschaft schiffbarer Gewässer beruhen.

Von der allgemeinen Bodengestaltung der Kolonie und ihren Besonderheiten sind aber auch bis zu einem gewissen Grade die klimatischen Verhältnisse abhängig. Die Sonnenstrahlung ist zwar,

Klima

den niedrigen Breiten entsprechend, überall außerordentlich stark und, wenn man sich nicht vor ihr zu schützen weiß, unser Wohlbefinden auch beeinträchtigend; dagegen weisen die durchschnittlichen Wärmegrade der Luft erhebliche Verschiedenheiten in den einzelnen Landesteilen auf. Während die Küstenniederung Temperaturen und Luftfeuchtigkeitsgrade zeigt, die den Körper namentlich deshalb erschlaffen, weil weder eine tägliche noch eine jährliche wirklich intensive Abkühlung stattfindet, so ist im Hochland schon die Tagetemperatur mit Ausnahme der Mittagsstunden eine auch dem Nordeuropäer durchaus zuträgliche und willkommene; des Nachts tritt dann starke Abkühlung der Luft ein, in den höchsten Lagen oft sogar empfindliche Kälte.

Europäische  
Besiedlung

Auf dieser klimatischen Eigenschaft der Hochländer beruht im wesentlichen die Hoffnung, daß Teile Deutsch-Ostafrikas sich als brauchbares Siedlungsgebiet für Einwanderer deutscher Abstammung erweisen möchten. Ohne diese viel umstrittene Frage, deren Beantwortung sich heute noch allzusehr auf Hypothesen und allzuwenig auf praktische Versuche stützt, hier erschöpfend behandeln zu wollen, können wir ihr doch im Rahmen dieser Schrift schon deshalb nicht aus dem Wege gehen, weil von ihr wichtige Maßnahmen unserer Politik, wie z. B. die Bemessung der militärischen Macht und ihre Verteilung innerhalb der Kolonie, abhängig sind.

Eines scheint mir hier von vornherein unbestreitbar zu sein: darauf allein, daß bisher kein ganz einwandfreies Beispiel für ein gefundes Gedeihen zahlreicher Angehöriger nordeuropäischer Rasse unter tropischen Breiten in mehreren Generationen angeführt werden konnte, sollten sich die Gegner einer Ansiedlungspolitik mit Fug und Recht nicht berufen. Der Tropengürtel der Erde weist so bedeutende Verschiedenheiten seiner einzelnen Teilgebiete auf, daß man von dem einen nicht ohne weiteres auf das andere schließen darf. An einem praktischen größeren Versuch von genügender Dauer auf den Hochländern Afrikas fehlt es aber bekanntlich noch bis heute. Dazu vergegenwärtige man

sich, welche ungeheuren Fortschritte die allgemeine Tropenhygiene und die Behandlung tropischer Krankheiten in den letzten 20 Jahren gemacht hat, daß kein Grund vorliegt, warum diesen Errungenschaften nicht weitere Fortschritte folgen sollten, so ergebnisreich, daß in der weißen Menschheit nach weiteren Jahrzehnten oder nach einem Jahrhundert eine völlig bejahende Auffassung von der dauernden Bewohnbarkeit hochgelegener Tropenländer Platz gegriffen haben könnte. Solche Erwägungen und eigene Beobachtung führen mich jedenfalls zu der Schlussfolgerung, daß, wenn keine anderen Einwendungen zu machen wären als die des ungünstigen Klimas, die ostafrikanische Verwaltung mit allen Mitteln aktive Befiedlungspolitik treiben sollte.

Wohl aber können mit einer gewissen Berechtigung zwei andere erhebliche Bedenken geltend gemacht werden. Erstens der Mangel an Absatzmärkten für die Produkte des Farmers; denn der deutsche Ansiedler hat auch bei bescheidensten Ansprüchen Bedürfnisse, die ihm der Ertrag seiner Farm nicht unmittelbar befriedigen kann. Er muß also durch Verkauf von Produkten der Landwirtschaft Geld verdienen. Die Lösung dieser Frage ist aber im heutigen Zeitalter ganz wesentlich abhängig von den Verhältnissen des Weltmarkts. Und auch andere Faktoren werden auf sie einwirken, wie z. B. die Gestaltung der Zollpolitik, nicht nur im Mutterland, sondern auch in den Nachbarcolonien, in Indien und in der Südafrikanischen Union. Somit wird noch auf lange Zeit hinaus unsere Rechnung eine unbekannt große enthalten. Daß aber der Wechsel, dem die Verkehrs- und Absatzverhältnisse im Laufe der Zeit unterworfen sein werden, sich nur zu Ungunsten ostafrikanischer Befiedlung vollziehen sollte, wird nur ein unverbesserlicher Pessimist annehmen können.

Das zweite erhebliche Bedenken gegen Befiedlung wird in den Schwierigkeiten erblickt, die sich aus der Stellung des Ansiedlers zu den Eingeborenen oder anderen Farbigen ergeben können. Es sei in diesem Zusammenhang nur hingewiesen auf die Gefahr einer Rassenvermischung und den damit verbundenen

Verlust an Prestige, jener Nuance von Wertschätzung, ohne die das europäische Element in tropischen Ländern sich gegenüber der ungeheuren numerischen Überlegenheit der Neger nicht behaupten können. Auf die Einsicht und Selbstzucht des einzelnen Weißen darf man freilich nicht allzusehr bauen; aber eine zielbewußte Verwaltung ist stets in der Lage, ja sogar verpflichtet, die Beziehungen der weißen zur farbigen Rasse in gewisse Bahnen zu lenken. Sie kann, um nur das Wichtigste anzuführen, für Trennung der Eingeborenen-Wohnplätze von den eigentlichen Befiedlungsgebieten und für gesetzliche Maßnahmen zur möglichen Verhinderung der Rassenvermischung Sorge tragen.

Es wird demnach in dem Befiedlungsproblem die Auffassung zu vertreten sein, daß weder seine geographische Seite, von der wir ausgingen, noch die Absatzverhältnisse, noch die Rassenfrage von der Pflicht entbinden, möglichst viel zu tun, um wagemutigen Ansiedlern draußen die Wege zu ebnen.

Wohl aber nötigt das Gewicht der erwähnten unsicheren Faktoren eine sich ihrer Verantwortung bewußte Regierung noch zu einer Beschränkung in der Wahl der Mittel, mit denen Befiedlungspolitik getrieben werden soll. Sie baue vor allem Bahnen nach bestimmten Siedlungsgebieten und lorge dort für Landesvermessung vor der Freigabe des Grund und Bodens. Sie meide alles, was nach Reklame ausieht. Sie suche die Kompensation für allzulanges Fortschreiten der Befiedlung in der Gewißheit, daß nur solche Elemente, die aus eigener Initiative und Verantwortung sich eine neue Heimat auf unsicherem Boden zu suchen wagen, kräftig genug sein können, um sich durchzuringen, niemals aber solche, die von vornherein die Führung durch das Gängelband der Regierung begehren.

Klima, Bodengestaltung und Wachstumsverhältnisse in Ostafrika werden die Frage europäischer Befiedlung nicht ruhen lassen, solange noch Unternehmungsgeist im deutschen Volk lebendig ist. Sie wird von kommenden Generationen, trotz aller Mißerfolge der vorhergehenden, immer wieder aufgenommen werden. Und

während die Geographie, welche die erste Lehrmeisterin weiser Kolonialpolitik sein soll, heute schon entschieden hat, daß Deutsch-Südwestafrika weißen Mannes Land ist, wo der Schwarze der höher stehenden Rasse zu weichen hatte, daß ein anderes deutsches Kolonialgebiet, Togo, in seiner glücklichen Einseitigkeit wohl für immer als Domäne des schwarzen Mannes gelten darf, in dem der Neger selbständig, aber unter deutscher Anleitung und deutschem Schutz zu einer größeren Arbeitsleistung und damit zu einer höheren Kulturstufe emporwächst, wird die Mannigfaltigkeit der ostafrikanischen Natur dazu führen, daß dort beide Systeme nebeneinander ihr Recht verlangen.

Es tritt immer klarer zu Tage, daß man gut tun wird, in Ostafrika örtlich zu differenzieren: man wird die hochgelegenen, fast menschenleeren Landesteile dem weißen Manne vorbehalten und gegen Befiedlung durch Farbige sperren müssen, soweit diese nicht unter Arbeitsverträgen stehen; die menschenreichsten Gebiete — ich denke dabei an die Sultanate im nordwestlichen Teil der Kolonie — wird man nur dem Handel öffnen dürfen. Auf solche Weise kann es wohl noch gelingen, den Umfang der Gebiete einzuschränken, in denen folgenschwere Reibungen zwischen Weiß und Schwarz jedem unvermeidlich erscheinen müssen, der in dem Gedanken eines friedlichen Gedeihens beider Rassen nebeneinander und unter ähnlichen Rechten nichts anderes zu erblicken vermag als ein Traumgebilde.

Aber selbst in klimatisch bevorzugten, der europäischen Siedlung vorbehaltenen Distrikten muß damit gerechnet werden, daß unser Siedlergeschlecht, welches kommende Jahrzehnte und Jahrhunderte in harten Kämpfen ums Dasein werden erwachsen sehen, von anderer Art sein wird, als die Vorfahren waren, die ihm die neue Heimat gründeten. Nach welcher Richtung diese Entwicklung führt, vermögen wir uns allerdings schwer vorzustellen. Umgebung und Klima werden aber mit Sicherheit Einflüsse ausüben, denen sich die kommenden Generationen von deutschen Afrikanern anpassen müssen, wenn sie ihnen nicht erliegen wollen.

Jahreszeiten

Von klimatischen Einwirkungen wird, neben Höhenluft und starker Sonnenstrahlung, das Fehlen des anregenden Kontrastes von Winter und Sommer sich am stärksten geltend machen, trotz der erträglichen, ja oft erfrischenden Temperatur.

Gleich als bemühte sich Mutter Natur, für den Mangel solch wohltuender Gegenfälligkeit Ersatz zu schaffen, verteilt sie mit Hilfe der indischen Monsunwinde Trockenheit und Regen in gewissen regelmäßigen Zeitläufen über das ostafrikanische Land. In der nassen Jahreszeit stehen dann alle Niederungen meilenweit unter Wasser und die Luft trieft förmlich von Feuchtigkeit. In der Pflanzenwelt blüht und wuchert es, wohin das Auge schaut. Wenige Wochen später, und man erblickt in denselben Landschaftskonturen nichts als grauen vertrockneten Boden, gelbe verdorrte Grasreiser, dürre, dornige Zweige und oft ein steiniges wasserloses Flußbett, wo noch vor kurzem der rauschende Strom zu Tal eilte. Nur die Galeriewälder an den Ufern größerer Flüsse und die hochstämmigen Waldungen oben auf den Bergzügen verändern wenig ihr Bild. An den dunklen Gebirgshängen bricht sich der Monsun und läßt eine Feuchtigkeitsfülle zurück, die auch trockene Monate zu überdauern vermag.

Boden-  
bedeckung

Leider ist aber diese Art von üppiger Bodenbedeckung, die als Regenwald charakterisiert zu werden pflegt, auf wenige Teile Ostafrikas beschränkt. Sie im Interesse der Bewässerung des Landes zu erhalten und zu vermehren, ist deshalb eine wichtige und dankbare Aufgabe der staatlichen Forstverwaltung. An solche bewaldete Höhenkämme, die man sowohl im Hochland, als auch auf den im Küstenstreifen eingelagerten Tafelländern und Bergmassiven findet, schließen sich talabwärts gewöhnlich saftige Hochweiden an, die mit Gras oder Adlerfarn bedeckt sind. Die untersten Lagen an den Berghängen werden von Laubwald eingenommen, welcher der Bodenart entsprechend mehr oder weniger hochstämmig entwickelt und oft mit Euphorbien untermischt ist.

Die ebenen Landflächen zeigen sich, je nach Höhenlage und Bodenbeschaffenheit, entweder als offene, baumlose Grasfavanne,

oder als Dornbuschland, unterbrochen von lichten, sandigen Stellen, oder als Grassteppe mit mehr oder weniger dünnen Beständen von Laubwald, die dem Land ein parkartiges Aussehen geben. Daneben findet sich häufig Buschland, das mit feinen dürrtigen, verkrüppelten Laubbaumgruppen, Euphorbien, Hyphaena-Palmen, Sansevierien und stark entwickelten Gräsern ein undurchdringliches Dickicht bildet.

Neben diesen Arten von Bodenbedeckung, wie sie dem weitaus größten Teil der Kolonie eigentümlich sind, trifft man ausnahmsweise auch auf jungvulkanische Lavaböden, natronhaltige, vegetationslose Salzsteppen und auf Flächen, die mit Felsen und Geröll überfät sind.

Der lehmige Sandboden, auf dem auch der Buschwald am besten gedeiht, sanft abfallende Hänge und die Alluvialböden der Flußtäler werden von den Eingeborenen zur Anlage ihrer Kulturen bevorzugt. Um sich den nötigen Platz für ihre Anpflanzungen zu schaffen, brennen sie alljährlich große Bestände von Gras, Buschwald oder auch von Hochwald nieder und vernichten durch diese „Feldwirtschaft im Umherziehen“ alljährlich unschätzbare Werte.

Eine solche Art der Bodennutzung ist heute noch dem Eingeborenen die allein verständliche und bequeme. In ihrer richtigen Bekämpfung sehen wir eine der heikelsten Aufgaben der Verwaltung. Wir fühlen uns verpflichtet, eine Kulturmethode zu zerstören und eine höhere an ihre Stelle zu setzen; wir fragen nicht, ob dem Neger das angenehm ist oder nicht. Wir lassen zwar in unsere Präventivmaßnahmen Belehrung einfließen, aber wir können nicht umhin, Zwang auszuüben, um das Land auf eine höhere Stufe zu heben. Unser Kulturstand fordert es so von uns und zweifellos tut er Recht daran. Aber dies eine Beispiel, dem andere an die Seite zu setzen sind, gewährt uns einen Einblick in das wichtigste Problem, dem wir gegenüberstehen, die Behandlung der Eingeborenenfrage und den Ausgleich der großen Abstände zwischen den beiderseitigen Kulturhöhen.

Kultur-  
methoden

# Die Eingeborenen und die deutsche Machtstellung

**D**ie deutsche Reichsregierung hat im Jahre 1903 in einer den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegten Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete den folgenden Satz hervorgehoben: »Die Kolonialverwaltung ist sich bewußt, daß ihr zur Befestigung der deutschen Herrschaft und gleichzeitig zur wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien kein wirksameres Mittel zur Verfügung steht, als die Hebung des Kulturstandes der Eingeborenen«.

Hebung der  
Eingeborenen

Dieser in klaren Worten proklamierte Gedanke war seit langer Zeit im Gouvernement von Deutsch-Ostafrika lebendig und kam auch dauernd in seinen Maßnahmen zum Ausdruck. Seine Bestrebungen zur Hebung der primitiven Formen afrikanischer Vieh- und Bodenwirtschaft, ein bis in die entferntesten Landschaften ausgedehnter sanitätsamtlicher Dienst zur Verbesserung der überaus traurigen hygienischen Verhältnisse unter der Bevölkerung, ferner die Förderung des Unterrichtswesens, die Verteilung von Saat verschiedenster Art durch die Kommunalverwaltungen, die unablässigen Versuche zur Bekämpfung der Heuschrecken- und Wildschweinplage und anderes legen beredtes Zeugnis hierfür ab.

Auch der Staatssekretär Dernburg hat sich bekanntlich diese den Eingeborenen freundliche Taktik zu eigen gemacht; sie bildet das Motto zur Kolonialpolitik fast aller modernen Kulturstaaten.

Diese bemerkenswerte Übereinstimmung der Ansichten in einer so wichtigen Frage entspringt aber weniger aus dem neuzeitlichen, humanitären und schönen, über seine Endziele nur recht

unklaren Glauben an die Kulturmission höherer Rassen den tiefer stehenden gegenüber, sondern sie ist in der Hauptsache die Folge von Erwägungen rein praktischer Staatskunst.

Wir haben erkannt, daß uns in den afrikanischen Negeren ein Volk von starker Vitalität und gleichzeitig von großer Anpassungsfähigkeit entgegentritt, eine Rasse, die keinesfalls vor uns vom tropisch-afrikanischen Boden verschwinden wird, etwa so, wie einst der Australier oder Indianer vor dem weißen Einwanderer das Feld räumte. Wir rechnen vielmehr bewußt mit ihrer reichlichen Vermehrung unter den von uns geschaffenen geordneten Verhältnissen und mit einer Steigerung ihrer Fähigkeit, nützliche Mitarbeit bei der Durchführung unserer kolonialisatorischen Absichten zu leisten.

Unser Bedürfnis, Glück- und Kulturbringer zu sein, findet also eine durchaus reale Stütze. Wer theoretische Abstraktionen in praktische Eingeborenenpolitik umsetzen soll, der sieht somit die allgemeine Richtung des einzuschlagenden Weges deutlich vorgezeichnet.

Schwierigkeiten und Bedenken erheben sich aber in dem Augenblick, da man sich über das Tempo des Vorgehens und über das erreichbare und wünschenswerte Ziel klar zu werden versucht.

Tempo  
unferes  
Vorgehens

Was das Tempo anbelangt, in dem wir das, was wir unsere Kultur nennen, den Eingeborenen beibringen sollen, so mahnt die Geschichte gewisser älterer Kolonien und besonders die der Südstaaten der nordamerikanischen Union zur Vorsicht und Bedächtigkeit. Wir können dort lernen, wie wenig es einer Rasse zum Heile gereicht, wenn sie mühelos große Kulturstufen überspringen durfte, und wie die Segnungen jeder Kultur durch angestrengte Arbeit zahlreicher Generationen erworben sein müssen, wenn sie etwas anderes bedeuten sollen, als ein äußerer Anstrich, der weder Glück bringen noch Achtung einflößen kann.

Der hieraus sich ergebenden Forderung einer langsamen Dosierung unserer Zivilisationsgaben wirkt aber in gewisser Weise

die Höhe unserer eigenen Kultur entgegen. Mit Recht sagt der Historiker Lamprecht in seinen amerikanischen Reiseskizzen: »Jede Kolonisation ist um so schwieriger, von je höherer Kulturstufe sie ausgeht. Denn die Kolonisten wollen natürlich dem Mutterlande nahe kommen, ja, es übertreffen. Das bedingt aber bei hoher Kultur des Ausgangslandes auf dem Kolonisationsgebiete die Überwindung enormer Kulturdifferenzen.«

Dazu kommt noch, daß heute auch das Mutterland schnelle Erfolge zu sehen verlangt und daß wir uns zur Verbreitung unserer Ideen aller Mittel der modernen Technik und des Verkehrs bedienen, die frühere, langsam arbeitende Jahrhunderte nicht kannten.

So bleibt denn in der Praxis, wie ich persönlich mir oft habe sagen müssen, die weise Mahnung zum langsamen Vorgehen erfolglos. Dem Drängen nach einer Betätigung auf den verschiedenen Gebieten unserer kulturellen Errungenschaften, möge sie nun die Form der Schul- und Missionsarbeit, des Baus von Straßen und Eisenbahnen, des Forstschutzes oder der Viehseuchenbekämpfung und dergleichen annehmen, können wir, ob wir wollen oder nicht, uns nicht entziehen. Die Folge davon ist aber, daß ebensoviele neue Eindrücke auf den Eingeborenen in einer einzigen Generation einströmen, wie auf unsere Rasse in einem Zeitraum von etwa tausend Jahren eingewirkt haben. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, wenn von Zeit zu Zeit Reaktionen gegen dieses Übermaß von Kultur sich geltend machen, und es bleibt uns nur übrig, auf der einen Seite durch Anwendung von Methoden, die dem Neger verständlich sind, mildernd zu wirken, auf der anderen Seite aber dafür Sorge zu tragen, daß unsere Machtstellung dauernd allen Eventualitäten gewachsen ist.

Ziel

Suchen wir uns nun aber über das Ziel klar zu werden, dem wir mit unseren Bemühungen, den Neger zu erziehen und in seinem Lebensstand zu heben, zuzusteuern, so ergibt sich bald, daß wir dabei völlig im Dunkeln tappen, ja, daß der Endzweck in scharfen Widerspruch mit unseren eigensten Interessen geraten

kann. Fehlt es doch schon an genügenden Grundlagen, um das schwerste Rätsel zu lösen, das die afrikanische Sphinx uns aufgibt, nämlich die Frage zu beantworten, ob der schwarzen afrikanischen Rasse überhaupt die Fähigkeit innewohnt, jemals einen nicht nur materiellen, sondern auch intellektuellen und ethischen Kulturstand zu erreichen, ähnlich dem der weißen Rasse, oder ob nicht ihrem Entwicklungsgang, der sich offenbar auf anderen Wegen vollzieht, auch für immer engere Grenzen gezogen sind.

Die Meinungen über dieses Problem gehen außerordentlich weit auseinander. Dies muß darin begründet sein, daß man bei der Untersuchung der ganzen Frage mehr auf persönliche Beobachtungen und Empfindungen angewiesen ist, als auf geschichtlich belegte Tatsachen, sowie daß auch die Anthropologie und Ethnographie bisher nicht vermocht haben, das Dunkel völlig aufzuhellen.

Ich persönlich gehöre zu denen, die an eine der unfrigen gleiche Entwicklungsmöglichkeit der Schwarzen nicht zu glauben vermögen, denn den Negern scheint jede Fähigkeit zu schöpferischem Denken und Handeln zu fehlen. Jede Äußerung eines kulturellen Fortschritts dürfte bei ihnen auf Beeinflussung durch unsere Rasse, auf Nachahmungstrieb oder auf äußeren Zwang zurückzuführen sein, und, sich selbst überlassen, pflegen Individuum und Gemeinschaft nicht nur in ihrer Kulturentwicklung Halt zu machen, sondern sogar von der erreichten Stufe auf eine tiefer liegende herabzuliegen.

Mit dieser auf mehrjährige Beobachtungen in Afrika und Amerika beruhenden Ansicht bekenne ich mich als Optimisten in meinen Erwartungen hinsichtlich der Zukunft Deutsch-Ostafrikas als deutsche Kolonie.

Wer auf der andern Seite an enge Grenzen in der Entwicklungsfähigkeit des Negers nicht glauben kann, sollte sich auch darüber klar sein, was unserer Kolonisation in der fernen Zukunft wartet, wenn die Eingeborenen, ausgerüstet von uns mit allen Errungenschaften der Kultur, erst anfangen, sich ihrer Stärke

2\*

bewußt zu werden, wenn sie zu glauben beginnen, daß sie weißer Leitung und weißen Schutzes entraten können. Deutsch-Ostafrika wird dann entweder der Schauplatz andauernder erbitterter Rassenkämpfe werden, in denen die Kolonisten der ungeheuren numerischen Überlegenheit der Eingeborenen erliegen können, oder es tritt eine Rassenmischung ein. Eine solche bedeutet aber für die weiße Rasse in den Tropen soviel als ihren Untergang. Der nationale Wert der Kolonie, den wir ebenso hoch einschätzen sollten, wie ihren kommerziellen Nutzen, würde in beiden Fällen für Deutschland verloren sein.

Ich weiß, daß unter den Kolonialpolitikern, die von ihrem menschlich schönen Standpunkt aus meinen, den Negern alles geben und von ihnen alles erwarten zu können, manchem auch eine dritte Möglichkeit für die Zukunft vorschwebt, nämlich ein friedliches Leben beider Rassen nebeneinander, ohne nennenswerte Vermischung und mit annähernd gleichen Rechten; denn so logisch sind auch die Vertreter solcher Hoffnungen, daß sie erhöhter Kultur auch entsprechend höhere Rechte gewähren. Aber ihrem Traum wird keine Wirklichkeit entsprechen. Er kann sich nicht erfüllen, weil Weiß und Schwarz von zu verschiedener Schattierung sind, weil ihre Entwicklung sich auf zwei verschiedenen Bahnen bewegt.

Bevölkerungs-  
zahl

Wer sich in die hier berührten Fragen, mit denen die Ereignisse der Jahre 1905 und 1906 so eng zusammenhängen, vertiefen will, wird gut tun, sich auch die Bevölkerungsziffern gegenwärtig zu halten und das Bild Deutsch-Ostafrikas, gemalt von den Ethnographen, in sich aufzunehmen. In den folgenden Zeilen seien nur einige Striche gezeichnet, deren Vervollständigung mit lokalem Kolorit späteren Kapiteln vorbehalten bleibt.

Die weiße Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas, die heute 2900 Personen zählt, betrug im Jahre 1905, bei Ausbruch der Rebellion, etwa 2000 Köpfe. Diesen geringen Zahlen stehen etwa 7 Millionen Farbige gegenüber, d. h. 3500 Eingeborene auf einen Weißen.

Die durchschnittliche Verteilung der Bewohner über das Land ergibt 7 Personen auf das Quadratkilometer. Selbst in dem am schwächsten bevölkerten Teile Deutschlands, in der Provinz Ostpreußen, wohnen achtmal soviel Menschen auf der gleichen Landfläche.

Die große Masse der ostafrikanischen Neger wird ethnographisch dem Stamm der Bantu zugezählt. Von der älteren, über ein Jahrhundert zurückliegenden Geschichte dieses Volkes wissen wir so gut wie nichts. In neuerer Zeit haben in die nördlichen Teile der Kolonie aus den Niländern Einwanderungen von sogenannten hamitischen Stämmen stattgefunden, die zum Teil, wie das hellfarbige Riefenvolk der Watussi, die eingeseffene Bantubevölkerung unterjochten und festorganisierte Staatenbildungen auf dem eroberten Grund und Boden hervorriefen, zum Teil, wie die Massai, bis in die neueste Zeit hinein es verschmähten, sesshaft zu werden und ihren Stolz darin suchten, zu nomadisieren und dabei ihre ungeheuren Rinderherden durch Raub zu vermehren. In der kurzen Geschichte Ostafrikas spielen sie eine nicht geringe Rolle und sie wußten Furcht und Schrecken weithin zu verbreiten.

Bantuämme

Hamitische  
Zuwanderung

Die Watussi, auch Wahuma genannt, und die Massai sind Hirtenvölker, im Gegensatz zu den übrigen Negern Deutsch-Ostafrikas, die mit wenigen Ausnahmen als sesshafte Landbauern von Feldfrüchten und den Erträgen der Viehzucht leben.

Unter ihnen wird die für die Kolonie wichtigste Bevölkerungsgruppe gewöhnlich unter dem Namen der Wanjamwesi zusammengefaßt. Dieser Stamm bewohnt den mittleren Teil Deutsch-Ostafrikas und seine wohlgepflegten Felder erstrecken sich bis zu den Ufern des Viktoria-Sees. Er zeichnet sich auch dadurch aus, daß seine Glieder einen verhältnismäßig hoch entwickelten Erwerbsinn besitzen und sich deshalb gern zur Arbeit beim Europäer verdingen. In der Schutztruppe stellen die Wanjamwesi brauchbare und treue Soldaten.

Wanjamwesi

Auch in dem südlichen Teil der Kolonie, dem Schauplatz des Aufstandes, ist die ältere ansässige Bevölkerung sehr stark von

fremdartigen, zugewanderten Elementen durchsetzt. Solche Vermischungen haben sowohl im Küstengebiet, als auch in den Hochländern am Njassasee stattgefunden.

Küsten-  
bevölkerung

Dem flüchtigen Besucher erscheint die Küstenbevölkerung, die gewöhnlich mit dem Namen Wafuaheli bezeichnet wird, in ihrer Halbbildung als ziemlich homogene Masse. In Wahrheit setzt sie sich aus einer ganzen Anzahl von Stämmen zusammen. Das einheitliche Gepräge gab ihr die Suahelisprache und der semitisch-mohamedanische Einschlag. Eine Blutmischung mit Arabern hat hier seit Jahrhunderten gewirkt, und äußerlich bekennt sich jeder Küstenneger zum Islam.

Als »Wascheni« (Buschneger) von den Küstenleuten mit Geringschätzung betrachtet und von ihnen durch Sprache, Sitten und religiöse Vorstellungen geschieden, haben sich die Bewohner jener »Gebirgsinseln«, von denen oben die Rede war, noch einen gewissen Grad ursprünglicher Wildheit bewahrt.

Auch in den umliegenden Steppengebieten finden wir Bantustämme verschiedenster Namen und Merkmale bunt durcheinandergewürfelt und in kleinen Dorfschaften zerstreut. Die wichtigsten unter ihnen sind im Hinterland von Daresalam die Wafaramo, im Hinterland von Kilwa die Wadonde und Wagindo, im Hinterland von Lindi die Wajao und Makua, im oberen Ulangagebiet die Wabena, Wapogoro und Wabunga.

Wangoni

Die Zuwanderung fremder Elemente hat auch im Süden sich vorwiegend die Plateauländer zum Ziele genommen. Vor etwa 60 Jahren sind dort vom Zambesi her raubend und mordend die Wangoni eingebrochen, ein Zulu Stamm, der zwar gleichfalls der großen Bantufamilie angehört, sich aber vor allem durch kriegerische Eigenschaften vor den eingefessenen Bantus auszeichnet. Da die Wangoni ihre Beutezüge bis in die Küstengebiete ausdehnten, so war es unvermeidlich, daß sie sehr bald nach der deutschen Okkupation mit dem Gouvernement in Konflikt gerieten; aber es gelang nach verschiedentlichen Zusammenstoßen mit der Schutztruppe, sie selbsthaft zu machen, und heute finden wir

sie, namentlich im Bezirk Ssongea, in starker Vermischung mit den Eingefessenen lebend.

In noch höherem Grade als die Wangoni erwiesen sich die Wahehe als achtbare und gefährliche Gegner der deutschen Machtstellung. Mit militärischen Tugenden besonders begabt und von hervorragenden Persönlichkeiten geführt, vermochten sie noch in der neueren Geschichte Deutsch-Ostafrikas eine bedeutende Rolle zu spielen. Es bedurfte langer und verlustreicher militärischer Expeditionen, um sie zur Unterwerfung zu zwingen und in ihren Grenzen, die heute innerhalb des Militärbezirks Iringa liegen, zu halten. Wie alle kriegerischen Stämme Ostafrikas, sind die Wahehe Viehzüchter und überaus trinkfrohe Leute. Ihr Verhalten im Aufstand von 1905 wird noch Gelegenheit bieten, sich mit ihnen näher zu beschäftigen. Die bisher erwähnten Völkerverschiebungen haben sich sowohl im Norden als auch im Süden auf dem Landweg vollzogen. Sie sind Flutwellen vergleichbar, deren Wasser sich bald wieder glätten, wenn ihr Widerstand gebrochen ist.

Wahehe

Ihr Studium ist geeignet, alle die Philantropen von ihren Skrupeln zu heilen, welche es laut oder im Stillen verurteilen, daß die europäischen Mächte die Schwarzen »ihrer« Länder berauben.

Recht der Besitz-  
ergreifung

Von weit nachhaltigerem Einfluß auf die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas sind aber die von See her eingewanderten farbigen Volkselemente. So war es bis noch vor einem Jahrzehnt arabisches Herrentum, das der Küste seinen Stempel aufdrückte. Ihm ist auch das geringe Maß von Zivilisation zu danken, daß wir Deutschen auf ostafrikanischem Boden vorfanden. Die Kulturgaben, die der Araber dem Lande brachte und die unter anderm in der Einführung einer Schriftsprache, in der Anpflanzung besserer Fruchtarten, im Bau von Städten und in der Disziplinierung der Bevölkerung zu erkennen sind, wurden aber mehr als aufgewogen durch eine rücksichtslose, oft grausame Ausbeutung des Landes zum Zweck der Erwerbung von Sklaven und Elfenbein.

Araber

Bis zum Beginn der deutschen Herrschaft ist alljährlich eine große Zahl von Sklaven exportiert worden, und wenn man sich

Sklaven-  
handel

vergegenwärtigt, daß der Raub eines einzigen Sklaven oft mit dem Verlust mehrerer Menschenleben und dem Brand einer ganzen Dorfschaft verbunden gewesen ist, so kann man wohl an die Richtigkeit einer von Perrot mitgeteilten Berechnung glauben, die auf Grund einer Statistik über die Zolleinnahmen des Sultans von Zanzibar annimmt, daß in der Blütezeit der Sklavenjagden der jährliche Menschenverlust im Hinterlande Ostafrikas eine halbe Million erreicht hat.

Die Herrschaft der Araber in Ostafrika ist alten Datums. Nach arabischen Chroniken soll bereits im Jahre 975 n. Chr. eine arabische Dynastie in Kilwa gegründet worden sein. Nach wechselvollen Kämpfen mit den Portugiesen wurde später die Insel Zanzibar ihr Vorort. Von dort sind sie über Bagamojo-Tabora-Udjidji bis in die Gebiete westlich vom Tanganjikasee vorgedrungen, wo sie am Kongostrom eine Anzahl von Niederlassungen mit weitreichender Einflußsphäre gegründet haben.

Mit dem Eingreifen der Belgier am oberen Kongo fand etwa im Jahre 1893 \*) die Vorherrschaft der Araber im Innern des Kontinents ihr Ende, nachdem wenige Jahre vorher mit der Besetzung der Ostküste durch Deutschland ihre Macht auch an ihrem Ausgangspunkt erschüttert worden war.

Seitdem machen die Araber gute Miene zum bösen Spiel. Soweit sie nicht vorgezogen haben, das Land zu verlassen, sind sie äußerlich zu Dienern der deutschen Sache geworden und haben ihr vielfach sehr nützliche Hilfe geleistet. Schon deshalb ist es bedauerlich, daß ihre ökonomischen Verhältnisse, die ganz auf Sklavenarbeit beruhten und sich den veränderten Wirtschaftsformen anscheinend nicht anzupassen vermochten, sich von Jahr zu Jahr verschlechtern. Sie befinden sich heute zum größten Teil in finanzieller Abhängigkeit von den geschäftskundigen Indern, die in den letzten beiden Jahrzehnten einen immer steigenden Einfluß auf den ostafrikanischen Handel ausüben.

\*) Anmerkung. Siehe näheres darüber in »Durch Afrika von Ost nach West« 1893—95 von Graf A. von Gögen, Verlag von Dietrich Reimer (Erasit Vohsen), Berlin.

Über den Wert oder Unwert dieser indischen Einwanderung wird viel gestritten. Daß der Inder nicht gern gesehen wird, beruht auf seiner wucherischen Geschäftspraxis, auf seiner Gewohnheit, viel Geld außer Landes nach der indischen Heimat zu senden, und vor allem auf der erfolgreichen Konkurrenz, die er vermöge seiner Bedürfnislosigkeit jedem europäischen kleinen Händler, Handwerker oder Gewerbetreibenden zu machen in der Lage ist.

Die nüchterne Politik muß aber mit zweierlei Tatsachen rechnen. Einmal wird kein Kenner der Verhältnisse leugnen, daß bei einem plötzlichen Ausschalten des indischen Elements der Handel in Ostafrika einen schweren Schlag erleiden würde; denn der Inder ist vorläufig noch der alleinige und schwer zu ersetzende Vermittler zwischen der importierenden Großfirma und dem Käufer, den Negern. Dann darf nicht übersehen werden, daß wir infolge von internationalen Verträgen uns der Inder, die britische Untertanen sind, gar nicht ohne weiteres entledigen könnten, auch wenn wir wollten. Wir müssen uns also zunächst noch mit ihnen abfinden und ihnen nur die Auswüchse ihrer »Geschäftsgewandheit« durch gesetzgeberische Maßnahmen beschneiden. Von der Niederlassung in sogenannten Ansiedlungsgebieten kann man sie ausschließen, ohne bestehende Verträge zu verletzen, wenn man, wie oben befürwortet worden ist, auch andere Farbige, soweit sie nicht unter einem Arbeitskontrakt stehen, davon fernhält.

Haben wir demnach heute in dem Inder fast den alleinigen Vertreter des Kleinhandels zu erblicken, so ist die Landwirtschaft in ihren verschiedenen Formen Lebensberuf für die große Masse der Negerbevölkerung. Nur wenige Stämme in den nördlichen Teilen der Kolonie sind ausschließlich Viehzüchter. Meist wird Vieh- und Ackerwirtschaft nebeneinander betrieben.

Landwirtschaft

Der Feldbau vollzieht sich noch überall in den primitivsten Formen. Der vom Holzbestand durch Brennen und Hauen befreite Boden wird mit der Hacke aufgelockert. Düngung ist unbekannt oder findet in ungenügender Weise statt. Die Felder

Feldbau

werden alljährlich gewechselt und von einzelnen Volksstämmen mit großer Sorgfalt beetartig angelegt.

Von den wichtigsten Bodenprodukten sind zu nennen: an Körnerfrüchten die Negerhirse (Sorghum, Mtama), Mais und Reis, an Knollengewächsen der Maniok (Mhogo) und die Süßkartoffel (Batate), an Ölfrüchten Erdnüsse, Sefam, Kokosnüsse und Rizinus; ferner werden verschiedene Arten von Bohnen, Bananen, Kürbisse, Tabak und Zuckerrohr angebaut.

Ziegen und Hühner sowie Hunde sind über das ganze Land verbreitet.

Viehzucht

An Großvieh werden in der Kolonie zwei verschiedene Rassen gezogen, das kleine Buckelrind (Zebu) und im Zwischenseegebiet das sogenannte Watuffirind, das sich durch Hörner von ungeheurer Größe und eine starke Halswamme auszeichnet.

Der südliche Teil des Schutzgebiets ist sehr arm an Großvieh. Man dürfte in den Bezirken Lindi und Kilwa zusammen nicht mehr als zwei- bis dreitausend Stück zählen können.

Aber auch in den viehreichen mittleren und nördlichen Distrikten lichten sich die Bestände, die im Jahr 1904 zusammen auf  $\frac{1}{2}$  Million Stück geschätzt wurden, infolge von Küstenfieber, Texasfieber und Surrahkrankheit in besorgniserregender Weise. Der Kampf, den das Gouvernement seit mehreren Jahren gegen diese Feinde einer unter den gegebenen Wachstumsverhältnissen so ausichtsreichen Wirtschaftsform, wie die Rinderzucht, aufgenommen hat, ist der größten Opfer an Geld und Arbeit wert. Er muß unablässig geführt werden, selbst wenn hie und da die Eingeborenen aus Mangel an Verständnis für die Wirkungsweise der angewandten Mittel ihre Interessen bedroht glauben und auflässig werden sollten.

Gewerbliche  
Berufe

Der Wechsel von Regen und Trockenzeit und die Beteiligung des weiblichen Teils der Bevölkerung an der Bestellung der Felder läßt dem männlichen Teil reichlich Zeit zu nutzbringender Nebenbeschäftigung. Die Karawanenträger, welche abseits der Eisenbahnen noch heute die einzige Transportgelegenheit für Waren

darstellen, ebenso die Sammler von Wachs, Honig, Kopal und Gummi, ferner die wichtige Kategorie der Plantagen- und Bahnarbeiter geben in der großen Mehrzahl diese periodisch betriebenen Gewerbe auf und kehren in ihre Dörfer zurück, wenn dort die Pflanzzeit vor der Tür steht. Dagegen üben Jäger, Fischer, Schmiede und Salzfieder vielfach ihre Profession als Hauptberuf aus.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß fast alle Stämme mit Leidenschaft dem Negerbier (Pombe) und anderen selbst bereiteten alkoholischen Getränken zusprechen, während sie vor geistigen Getränken europäischer Herkunft durch die Gesetzgebung bewahrt werden.

Trunkfucht

Von erheblicher Wichtigkeit, aber schwerlich durchführbar, wäre eine Untersuchung der Frage, ein wie großer Teil Volksarbeit auf die Bereitung solcher einheimischen Getränke verwendet wird. Man würde wahrscheinlich zu erstaunlichen Zahlen kommen, woraus dann nüchterne Politiker vielleicht auf die Nutzlosigkeit der Einfuhr- und Verkaufsverbote von Schnaps für Eingeborene schließen werden. Sie werden dann anführen, daß eine Freigabe der Schnapseinfuhr einerseits die bisher auf Getränkebereitung verwendete Kraft und Zeit für andere nützlichere Arbeit freimachen, anderseits dem Fiskus durch die Zollaufgaben und dem Handel durch den Getränkevertrieb namhafte Einnahmen bringen müßten. Fraglich bleibt es dabei nur, ob der Alkoholkonsum nicht doch im ganzen steigen würde.

Die wenigen bisher geschilderten Wesenszüge der Neger sind auch dem flüchtigen Besucher des Landes erkennbar. Viel schwerer ist es, sich über ihr Seelenleben und ihre Charaktereigenschaften klar zu werden.

Religiöse  
Vorstellung

In Bezug auf die religiösen Vorstellungen begegnen wir bei den verschiedenen Völkerchaften so mannigfachen Variationen, daß die Religionsforschung fast bei jedem Volksstamm wieder von vorn anzufangen hat. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit werden erhöht durch eine große, vom Aberglauben diktierte

Zurückhaltung des Negers in Fragen der Metaphysik, ferner durch sein Unvermögen, abstrakte Begriffe sich vorzustellen und in seiner Sprache zu formulieren, und schließlich auch durch die große Unklarheit der religiösen Vorstellungen an sich.

Den Völkern der Bantufamilie ist der Glaube an eine höhere und übermächtige Gewalt, die in verschiedenster Weise die Naturkräfte beeinflusst, gemeinsam. Dieses Wesen kümmert sich aber im allgemeinen nicht um die Menschen, und so geben denn auch die Beziehungen zu ihm dem Neger wenig Anlaß zu Meditationen und religiösen Verrichtungen; man spendet ihm höchstens kleine Opfer, um Heuschrecken, Trockenheit und dergleichen abzuwenden.

Ebenso allgemein ist die Vorstellung von einem Fortleben der Seelen Verstorbener als Geister.

An einen natürlichen Tod des Menschen wird aber in der Regel nicht geglaubt, sondern man führt ihn auf den bösen Einfluß eines Toten oder auch eines Lebenden zurück. Damit verbunden findet sich überall ein ausgeprägter Ahnenkultus vor. Man opfert Spenden von Mehl, Getränken, Glasperlen usw., indem man diese Gegenstände unter bestimmten großen Bäumen, an Wegekreuzungen, in Höhlen oder in besonders dazu errichteten kleinen Hütten niederlegt, um die Verstorbenen gut zu stimmen und die schlechten Einflüsse der Geister zu bannen.

Zauberer

Einzelne weise Leute, zu denen oft die Häuptlinge gerechnet werden, wissen über die zweckmäßigste Art der Verkehrsformen mit den Geistern besser Bescheid als die große Masse des Volks. Sie genießen daher als Zauberer großes Ansehen. Auch verfügen sie oft über gute Einkünfte, weil ihre Ratschläge bei Krankheit, Mißwachs und auch sonst in den verschiedensten Lebenslagen eingeholt und entsprechend honoriert zu werden pflegen.

In neuerer Zeit haben die Lehren des Islam, das Vordringen der deutschen staatlichen Einflüsse und an einigen Stellen auch die christliche Missionsarbeit Bresche in die heidnischen Religionsauffassungen gelegt. Zauberer und Medizinmänner beginnen für

ihren Einfluß auf das Volk zu fürchten, was zur natürlichen Folge hat, daß diese Klasse von Menschen zu erbitterten und, wie die Erfahrung gelehrt hat, auch gefährlichen Feinden unserer Machtstellung werden mußte.

Zweifellos würden wir auf einem gesicherteren Boden stehen, wenn wir die Möglichkeit hätten, in die Denkweise des Negers tiefer einzudringen. Diesem Wunsch steht aber schon die Sprachverschiedenheit hindernd im Wege; denn ebenso mannigfaltig wie die Stammesgliederung sind auch die Bantudialekte. Fast jede größere Volksgemeinschaft spricht ihr eigenes Idiom und wird von der anderen nicht ohne weiteres verstanden.

Sprachen

Die Verwaltung könnte deshalb ohne ein gemeinsames Verständigungsmittel nicht gut auskommen. Als solches verbreitet sich zum Vorteil für unsere staatliche Einwirkung die Sprache der Küste und der Insel Zanzibar, das Kifuaheli, von Jahr zu Jahr weiter aus und ist heute nicht nur den Karawanenleuten und Händlern jeder Hautfarbe, sondern auch einem großen Teil der Häuptlinge und Honoratioren in den Dörfern des Binnenlandes geläufig. Ihre Kenntnis ist für jeden Europäer, der in Ostafrika nützlich wirken und vorwärts kommen will, ein unentbehrliches Handwerkszeug.

Die Leichtigkeit, mit der die Suahelisprache von Europäern und Farbigen erlernt werden kann, hat verhindert, daß sich in Deutsch-Ostafrika eine Mischung von Englisch und eingeborener Mundart, sogenanntes Pidginenglisch, einbürgert, wie es in den meisten überseeischen Kolonien und leider auch in einigen deutschen Schutzgebieten der Fall ist; ein Zustand der zur Folge hat, daß sich im Neger- oder Chinesenschädel der Glaube immer mehr festsetzt, daß Begriffe wie europäisch, machtvoll und britisch ungefähr ein und daselbe bedeuten.

Der Erlernung der deutschen Sprache durch die farbige Menschheit scheinen aber fast unüberwindliche linguistische Hindernisse entgegen zu stehen.

Eine vorzügliche Methode, sich mit dem vielerorts unvermeidlichen Pidginenglisch abzufinden und doch dabei der deutschen

Sprache Achtung zu verschaffen, scheint mir in Togo mein vor-  
trefflicher Freund und einstiger Gefährte auf meiner Durch-  
querung Afrikas, Herr Dr. Kerfing, in dem von ihm verwalteten  
Bezirk anzuwenden. Er bringt in der Bevölkerung die Auffassung  
zur Geltung, daß die Eingeborenen-sprache für das niedere Volk,  
das Pidginenglisch für die mittleren Klassen, das Deutsche aber  
nur für die am höchsten Begabten und für die Führer des Volks  
bestimmt sei.

In Deutsch-Ostafrika legt die Regierung Wert darauf, daß  
Kisuaheli zur allgemein verständlichen Landessprache werde. Sie  
läßt es deshalb in den Regierungsschulen lehren und sucht die  
Missionsgesellschaften zu veranlassen, sich ihrer Sprachpolitik auch  
in ihren Schulen anzuschließen. Trotz der einleuchtenden Vorteile  
hat dieses Streben des Gouvernements noch nicht bei allen  
Missionen Entgegenkommen gefunden, einmal deswegen, weil  
viele unter den Missionaren der Suahelisprache selbst nicht mächtig  
sind und auch aus pädagogischen Gründen es vorziehen, das Volk,  
unter dem sie wirken, in seiner eigenen Mundart zu unterrichten,  
vor allem aber deshalb, weil das Kisuaheli als die Sprache der fast  
ausnahmslos mohamedanischen Küstenleute Verbreitung findet und  
dadurch zweifellos die Ausbreitung des Islam erleichtert wird.

Charakter  
der Neger

Auf der mangelhaften sprachlichen Verständigung zwischen  
Europäer und Neger beruhen offenbar auch die außerordentlich  
verschiedenen Ansichten über die Charakter- und Gemüts-  
eigenschaften des letzteren. Die Auffassung, die Neger seien  
Kinder, trifft, worauf z. B. auch Dr. Oetker in seiner Schrift über  
die Negerseele hingewiesen hat, schwerlich das Richtige, wenn  
man den Ausdruck »Kind« als Entwicklungsstadium betrachtet,  
als Begriff für ein Wesen, das bald zum Jüngling und Mann heran-  
reifen wird. Wohl aber bin ich der Ansicht, daß man hinsichtlich  
der Behandlung, die man den Negern angedeihen lassen soll,  
keinen treffenderen Vergleich finden kann, als den mit der Be-  
handlung von Kindern. Nur Kinder sind so leicht beeinflussbar und  
so schutzbedürftig wie die Neger, und nur das kindliche Gemüt

kann so sorglos in den Tag hineinleben lassen, wie das ihre. Auch die unbezwingliche Neigung zur Lüge, die Unempfindlichkeit gegen die Leiden anderer Kreaturen, die Unfähigkeit zu abstrakten Vorstellungen sind Eigenschaften, denen wir an Individuen der weißen Rasse im Kindesalter häufiger begegnen als an solchen von reiferen Jahren.

Eine hübsche Illustration zu manchen Zügen in der Denkungsart unserer Eingeborenen liefert folgendes in Ostafrika bekanntes Erlebnis, das einem einäugigen Deutschen begegnet ist. Herr X. beaufsichtigte einige beim Wegebau beschäftigte Neger. Als er sich anschickte, aus irgend einem Grund den Arbeitsplatz zu verlassen, kam er in der sicheren Annahme, daß die Arbeit ruhen würde, sobald er den Rücken kehrte, auf den Gedanken, sich die Unwissenheit seiner Leute zu nütze zu machen. Er rief sie zusammen, nahm zu ihrem größten Erstaunen sein Glasauge heraus und legte es auf einen Tisch. Mit den Worten: »Mein Auge wird auf Euch aufpassen, damit Ihr nicht faulenzet« verließ er den Arbeitsplatz. Als er kurz darauf zurückkehrte, überraschte er seine Arbeiter wie gewöhnlich beim Nichtstun; das Glasauge auf dem Tisch aber war mit einem Fez zugedeckt und unschädlich gemacht! — Kindlich abergläubische Furcht, Hang zum Nichtstun, Humor und ein gutes Teil Bauernschlauheit sprechen aus dieser wahren Erzählung.

Aus allen diesen Beobachtungen ziehe ich den Schluß, daß wir in der Behandlung unserer schwarzen Schutzbefohlenen am meisten Erfolg haben werden, wenn wir uns zur Regel machen, ihnen stets gerechte, milde, und, wenn nötig, strenge Schutzherren, nachsichtige, durch das eigene Beispiel wirkende Lehrer und getreue Vormünder zu sein; nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Die schon mehrfach erwähnte große Mannigfaltigkeit in den vorgefundenen Verhältnissen hat zur Folge, daß die Verwaltung auch in organisatorischer Beziehung mit erheblichen Unbequemlichkeiten zu kämpfen hat. Indem wir Deutsch-Ostafrika eroberten, gliederten wir dem Reich kein politisch einheitliches

Staatlicher  
Organismus

Gebilde an, sondern ein Konglomerat von größeren und kleineren Sultanaten, Dorfschaften und Horden. Auch die Umgrenzungen der Kolonie sind gewissermaßen willkürlich entstanden, als Ergebnis eines Konkurrenzkampfes mit anderen europäischen Mächten, von denen jede bestrebt war, sich soviel Territorium zu sichern als möglich, ohne dabei irgend welche Rücksicht auf staatliche Einrichtungen der Eingeborenen walten zu lassen.

Diese Verhältnisse nahmen der deutschen Regierung von vornherein die Möglichkeit, die eigene staatliche Autorität ohne weiteres an die Stelle einer im ganzen Land anerkannten einheimischen Gewalt zu setzen, wie es im Interesse einer sparsamen Politik und eines ruhigen Einwirkens auf die Bevölkerung bei Okkupationen fremder Gebiete im allgemeinen ratsam ist. Es blieb nur übrig, entweder das Land allmählich ganz in direkte Verwaltung zu nehmen, oder die staatlichen Formen wenigstens der größeren Volksstämme und Sultanate bestehen zu lassen und in den Organismus des Gouvernements einzugliedern.

Daß die Regierung lange Zeit hindurch fast ausschließlich den ersteren Weg eingeschlagen hat, betrachte ich als einen Fehler ihrer Politik. Wenn es auch vielleicht in den Küstengebieten, wo unter dem zerfetzenden Einfluß der arabischen Herrschaft ein politisches Chaos eingetreten war, damals schon an einer Autorität fehlte, an die man hätte anknüpfen können, so trat man doch, je weiter man nach dem Innern vordrang, desto häufiger mit Häuptlingen in Berührung, deren Einfluß sich über ganz ansehnliche Gebiete erstreckte. Aber auch hier wurde, wenn auch nicht gerade die Autorität der bestehenden eingeborenen Staatsgewalt absichtlich untergraben, so doch, wie mir scheinen will, zu wenig getan, um sie zu stärken und für uns nutzbar zu machen.

Diese Politik stützte sich vielleicht hie und da auf den an sich richtigen Satz *divide et impera*, aber ich glaube, daß die Zerstückelung des Volkes in Stämme und Stämmchen schon von selbst weit genug fortgeschritten war, um die Möglichkeit des Auspielens eines Sultans gegen den anderen zu gewährleisten.

Auch ist es gefährlich, sich angestammter Mittelspersonen zu berauben, ohne die es einer europäischen Regierung mit ihrer völlig anders gearteten Denkweise niemals möglich sein dürfte, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen.

Geleitet von diesem Gedankengang habe ich während meiner Amtszeit versucht, die wenigen verhältnismäßig straff organisierten Sultanate, die sich im Nordwesten Deutsch-Ostafrikas noch vorfanden, möglichst intakt zu erhalten und die Autorität ihrer Herrscher zu stärken. Dies erschien mir um so notwendiger, als es sich dort um große, nach Millionen zählende Menschenmassen handelt, deren Aufrüttelung durch ein allzu unmittelbares Eindringen unserer Kultur höchst unerwünscht und gefährlich werden muß. Ich hatte daher für diesen Teil der Kolonie die Einrichtung sogenannter Residenturen verfügt. Unter einem Residenten dachte ich mir einen für den Verkehr mit Eingeborenen besonders qualifizierten höheren Beamten oder Offizier, der unter dem Schutz einer militärischen Bedeckung dem in seiner Stellung bestätigten Sultan als Berater und zugleich als Vertreter des Gouverneurs, unter Beobachtung eines der Anschauungsweise der Bevölkerung angepaßten Zeremoniells, zur Seite steht; dessen Aufgabe darauf beschränkt sein soll, eine angemessene Abgabe durch Vermittelung des Sultans einzuziehen zu lassen, zwischen diesem und dem europäischen Handel, sowie den Missionen zu vermitteln, schrittweise auf eine einigermaßen zivilisierte Rechtsprechung zu dringen und allmählich der deutschen Herrschaft das Vertrauen bis zu einem Grade zu gewinnen, daß schließlich, nach Verlauf von einem oder mehreren Jahrzehnten, der Übergang zu einem Zustand, in dem der Sultan zu einem vom Gouvernement bezahlten Verwaltungsbeamten wird; keinen Schwierigkeiten mehr begegnet.

Für den Erfolg einer solchen Politik spricht das Beispiel der holländischen Methode auf Java und der britischen in Uganda. Daß Dr. Richard Kandt sich bestimmen ließ, als erster Resident nach dem wichtigsten Sultanat, Ruanda, zu gehen, bedeutete einen glücklichen Anfang. Kandt ist nicht nur der Verfasser des

Residenturen

vielleicht reizvollsten Buches\*), das die gefamte neuere Kolonialliteratur hervorgebracht hat, er gehört auch zu den Männern, die am tiefsten in das Verständnis des Negerlebens und der Negerseele einzudringen vermochten.

Die Errichtung von Residenturen erschien mir indessen damals nur noch in dem kleinen Teil der Kolonie, der zwischen dem Viktoria-See, dem Kiwu-See und der Nordspitze des Tanganjika-Sees gelegen ist, möglich. In den übrigen Teilen Deutsch-Ostafrikas hatte sich schon, teils mit Vorbedacht, teils unter dem Druck der vorgefundenen Zustände, eine viel unmittelbarer wirkende Organisation der deutschen Regierungsgewalt entwickelt.

Man kann nicht behaupten, daß dabei ein festes Prinzip obgewaltet hätte. Ein solches aufzustellen, erwies sich als unmöglich; zunächst verbot das die außerordentliche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Verhältnisse in der Kolonie, dann aber auch hätte dazu eine viel eingehendere Bekanntschaft mit Land und Leuten gehört, als sie unsere Regierungsorgane in der kurzen Zeit seit der Okkupation sich anzueignen vermochten.

Lokal-  
verwaltung

Aber man ging wenigstens schrittweise vor. Mit dem Vorschieben von Truppenabteilungen und der Errichtung von Standlagern kamen allmählich die umwohnenden Völkerchaften, zunächst die mit Waffengewalt unterworfenen, dann die Schutzsuchenden, unter deutsche Einwirkung. Bis zu welchem Grade diese ausgeübt wurde, hing wesentlich von der Persönlichkeit des betreffenden Truppenchefs, oft auch von dessen Sprachkenntnissen und vor allem davon ab, ob er es verstand, den Eingeborenen Vertrauen und Respekt einzuflößen. Das Vertrauen machte sich dann zunächst darin geltend, daß er bei Streitigkeiten als Richter angerufen wurde. Oft sah er sich aber auch veranlaßt, zur Wahrung des Landfriedens aus eigenem Antrieb einzuschreiten und Ruhestörer zu strafen. Es erwies sich dabei nicht selten als nötig, eingeborene Häuptlinge oder Dorfcchefs, die wegen hohen Alters

---

\*) „Caput Nili“. Eine empfindsame Reife zu den Quellen des Nils. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1904.

oder wegen chronischer Trunkenheit für ihr Amt nicht mehr brauchbar waren, durch geeignetere Persönlichkeiten zu ersetzen, um mit ihrer Hilfe Recht sprechen, Steuern erheben und Wege bauen zu können.

In einigen Bezirken, denen es völlig an einflußreichen Eingeborenen fehlte, oder in denen die wirtschaftlichen Verhältnisse infolge des Eindringens europäischer Unternehmungen schon komplizierter geworden waren, ist man dazu übergegangen, Araber oder Mischlinge von der Küste, die etwas Schulbildung in einer Regierungsschule genossen hatten, als lokale Verwaltungsorgane einzusetzen und einem solchen »Akida« mehrere Dörfer oder eine Landschaft zu unterstellen. Das Gouvernement war sich dabei wohl bewußt, daß solche Funktionäre oft mit der ganzen Unzuverlässigkeit des Orientalen behaftet sein würden. Aber es sah zunächst keinen andern Ausweg. Denn erstens verbot sich die Verwendung von europäischen Beamten in diesen Stellen wegen der hohen Kosten, und zweitens wäre es auch ganz unmöglich gewesen, eine ausreichende Anzahl von Deutschen zu finden, die in einwandfreier Weise mit dem Neger unmittelbar hätten verkehren können — ein Übelstand, der mit der Jugend unserer Kolonialgeschichte zusammenhängt.

Für die Lokalverwaltungen, denen nunmehr die Häuptlinge, Dorfchefs (Jumben) und Akiden unterstellt sind, haben sich im Verlauf der Zeit feste Verwaltungsnormen und bestimmt abgegrenzte Bezirke herausgebildet. Man unterscheidet heute noch Militärbezirke mit einer »Militärstation«, und Bezirke der Zivilverwaltung mit einem »Bezirksamt« als Sitz der Verwaltung.

Ihre Aufgaben sind im großen und ganzen auch die gleichen. Die rein äußerliche Unterscheidung hat sich historisch entwickelt. Aus den erwähnten vorgeschobenen Standlagern der Schutztruppe gingen Verwaltungszentren hervor. Es erschien dabei zweckmäßig, zunächst dem Führer der betreffenden Besatzung auch die Führung der Verwaltung anzuvertrauen. Das Gouvernement ersparte auf diese Weise die Ausgaben für besondere Beamte und

3\*

sicherte sich die Dienste bewährter Offiziere, von denen besonders viele es verstanden haben, Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung zu gewinnen.

Mit der Beruhigung des Landes und zunehmender Intensität des wirtschaftlichen Lebens ist man dann, und zwar zuerst an der Küste, dazu übergegangen, die Bezirke in Zivilverwaltung zu nehmen.

Bei Ausbruch des Aufstandes im Jahr 1905 zählte man noch elf Bezirksämter und elf Militärstationen, im Jahr 1907 war die Zahl der Militärbezirke auf vier gesunken, die Zahl der Bezirksämter, abgesehen von den drei erwähnten Residenturen, auf fünfzehn gestiegen. Die Gründe für dieses rasche Tempo der Umwandlung sind in den militärischen Erfahrungen der Aufstandsjahre zu suchen und werden später zu erörtern sein.

Kommunal-  
Verbände

Bei Übernahme eines Bezirks in die Zivilverwaltung pflegte man ihm eine kommunale Organisation zu gewähren. Diese ermöglichte den so ganz verschieden gearteten Bezirken eine individuelle Entwicklung. Sie hatte auch die Aufgabe, die Europäer enger mit den Interessen ihres Bezirks zu verknüpfen und dadurch eine Selbstverwaltung für die Kolonie vorzubereiten. Viele gemeinnützige Einrichtungen, sowie zahlreiche landwirtschaftliche und verkehrstechnische Meliorationen, die bei dem vorgeschriebenen umständlichen Rechnungsverfahren für den Landesfiskus unausführbar waren, sind der Wirksamkeit der Kommunalverbände zu verdanken.

Im übrigen bestehen die wichtigsten Funktionen der Bezirksverwaltungen in der Ausübung der Polizeigewalt, der Gerichtsbarkeit über die Farbigen, in der Regelung der Landfragen und in der Beitreibung der Steuern. Zu ihrem Schutz dient eine farbige Polizeiabteilung, deren Personal aus der Schutztruppe hervorgeht, in derselben Weise wie diese uniformiert und bewaffnet ist und, je nach Größe und Bedeutung des Bezirks, 20 bis 120 Mann zählt.

Behörden

Von den Bezirksämtern und Militärstationen unabhängig arbeiten die Forstbeamten und die Landmesser. Ferner ist jeder

Bezirk mit einem oder zwei Ärzten besetzt, die von der Schutztruppe abkommandiert werden.

Die gesamten Fragen der landwirtschaftlichen Praxis und Wissenschaft werden von dem biologisch-landwirtschaftlichen Institut Amani in Usambara bearbeitet. Diese örtliche Trennung der landwirtschaftlichen Zentralabteilung der Regierung — denn etwas anderes ist das Institut Amani nicht — vom Sitze des Gouvernements hat sich aus personellen und verwaltungstechnischen Gründen als außerordentlich vorteilhaft erwiesen. Vor allem ist dadurch den in Amani arbeitenden Fachleuten eine gewisse Selbstständigkeit und dem Institut die notwendige Fühlung mit dem praktischen Leben ermöglicht. Alle übrigen Abteilungen des Gouvernements und das Kommando der Schutztruppe haben ihren Sitz in Daresalam, der Residenz des Gouverneurs.

Der Gouverneur wird vom Kaiser ernannt. Er führt die gesamte Verwaltung der Kolonie nach den Gesetzen, den kaiserlichen Verordnungen und den vom Reichskanzler erlassenen Vorschriften und übt selbst ein weitgehendes Ordnungsrecht aus. Seiner Einwirkung ist allein die Rechtsprechung in Angelegenheiten der Europäer und merkwürdigerweise bis zu einem gewissen Grade auch der Postbetrieb entzogen.

Gouverneur

Die amtliche Stellung der Gouverneure von Kolonien ist eine im deutschen Staatsleben neue Erscheinung. Sie findet in der Heimat auch insofern kein Analogon, als ein Gouverneur Repräsentant der gesamten Staatsgewalt ist, die das Mutterland auf die Kolonie ausübt.

Diese Eigenschaft findet in dem Umfang seines Ordnungsrechts, besonders aber in seiner Stellung zur militärischen Macht ihren Ausdruck. Da der Gouverneur für die in seinem Amtsbereich befolgte Politik verantwortlich ist, so war es nur logisch, wenn ihm auch die Verfügung über die dort stehenden Truppen und ein Requisitionsrecht an Kriegsschiffen übertragen wurde; denn die militärischen Machtmittel sind nichts anderes als Werkzeuge der Politik.

Truppen -  
Kommando

Die Kaiserliche Verordnung über die Organisation der Schutztruppen regelt diese Beziehungen in folgenden Sätzen:

»Dem Gouverneur steht die oberste militärische Gewalt im Schutzgebiet zu. Er kann die Schutztruppe nach eigenem Ermessen sowohl im ganzen wie in ihren einzelnen Teilen zu militärischen Unternehmungen verwenden etc. etc. Er erläßt seine Weisungen für die Schutztruppe an den Kommandeur.«  
Ferner: »Der Kommandeur ist verantwortlich für die Leistungsfähigkeit der Schutztruppe zur Erfüllung der ihr zugewiesenen Aufgaben, für die Disziplin, Ausbildung, den inneren Dienst und die Verwaltung.« Weiter heißt es: »Der Gouverneur bestimmt nach Anhörung des Kommandeurs den Führer und die Stärke der für eine militärische Unternehmung notwendigen Abteilung.«

Das für deutsche Anschauungen Befremdliche in dieser Verordnung liegt in der Tatsache, daß einem Zivilfunktionär derartig weitgehende militärische Befugnisse übertragen werden. Die erlassenen Bestimmungen beruhen aber auf den Erfahrungen älterer Kolonialvölker und tragen in weiser Voraussicht dem Umstand Rechnung, daß die Verbindung einer Kolonie mit dem Mutterland eine viel zu lose und zu unsichere ist, um eine Teilung der Gewalten, etwa wie in einer heimischen Provinz, zu gestatten und auf den Vorteil zu verzichten, den besonders in kritischen Zeiten die unbedingte Einheitlichkeit in der Oberleitung und in der Verantwortlichkeit bedeutet. Ihre Anwendung aber zeigt, daß der deutsche Bürokratismus wohl imstande ist, sich neuen Verhältnissen anzupassen.

Persönliche Gründe oder solche, die auf dem Entwicklungsstadium eines Landes beruhen, haben übrigens nicht nur in fremden Kolonien, sondern auch in den deutschen Schutzgebieten mehrfach Anlaß gegeben, frühere Offiziere zu Gouverneuren zu berufen, und in den Jahren, von denen hier die Rede ist, war es sogar für gut befunden worden, dem Gouverneur auch die Stellung des Truppenkommandeurs im Nebenamt zu übertragen. Es lagen

aber für diesen mich betreffenden Fall persönliche Motive besonderer Art vor. Wenn diese Doppelstellung während des Aufstandes auch gewisse Bequemlichkeiten in formeller Hinsicht im Gefolge hatte, so ist sie doch bei der heutigen Organisation der Landesverwaltung nicht mehr erforderlich, es sei denn, daß die Kolonie in ihrer Gesamtheit rebellierte und militärische Rücksichten es nötig machten, auch die Verwaltungsgeschäfte, die dann aber an zweite Stelle zu treten hätten, zur Wahrung der Einheitlichkeit in die Hände des Truppenführers zu legen.

Es wird aber immer noch besser sein, einen tüchtigen Zivilbeamten, der von seinem Truppenkommandeur beraten wird, mit der allgemeinen Leitung militärischer Operationen in einer Kolonie zu betrauen, als einen unheilvollen Dualismus gleichgeordneter Gewalten zuzulassen.

Man wird zugeben müssen, daß der hier geschilderte Organismus, durch den wir dem deutschen Unternehmungsgeist den Rechtsboden und Schutz verschafften und der unsere Beziehungen zur eingeborenen Bevölkerung regelt, ein künstliches Gebilde ist. Er baut sich nicht auf den früheren Verhältnissen auf, denn die primitiven Grundlagen, die wir vorfanden, waren zu schwach, um das Gebäude zu tragen. Aber seine Entwicklung vollzog sich folgerichtig Stein um Stein, im unmittelbaren Zusammenhang mit der fortschreitenden militärischen Unterwerfung des Landes.

Das Werkzeug zur Freilegung des Baugrundes war die Schutztruppe.

Hervorgegangen aus der Wißmanntruppe, die den Araberaufstand in den Jahren 1889 und 1890 niederkämpfte, ist sie im Laufe der Jahre bis zum letzten Aufstand nur wenigen organisatorischen Veränderungen unterworfen gewesen. Sie ist in Kompagnien ohne Zusammenfassung zu Bataillonsverbänden eingeteilt. Ihr Mannschaftsbestand rekrutiert sich aus Negern der verschiedensten Völkerschaften durch freiwillige Anwerbung. Das Gros bilden Leute vom Stamm der Wanjamwesi, Wafuaheli und Manjema. Die Rekruten müssen sich beim Eintritt auf fünf Jahre

verpflichten. Sie beginnen mit 20 bzw. 30 Rupien Monatslohn und können zum Ombafcha (Gefreiter), Schaufch (Unteroffizier), Betfchauſch (Sergeant) und schließlich bis zur Charge eines Sol (Feldwebel) mit 60 Rupie (80 Mark) monatlich avancieren. In seltenen Fällen wird ein Sol zum Effendi (schwarzer Offizier) befördert. Die farbigen Chargen sind vielfach sudanischer Abkunft. Die Kommandosprache ist deutsch, Exerzierreglement und Felddienstvorschriften sind den afrikanischen Verhältnissen angepaßt. Als Bewaffnung dient die Jägerbüchse, Modell 71, also ein Einzelader, ferner ein kurzes Seitengewehr. Die Uniform ist aus Kaki gefertigt; dazu werden Schnürstiefel, Strümpfe und blaue Beinwickeln getragen. Die meisten Askari sind verheiratet und halten sich einen farbigen Diener, der mit ins Feld ziehen darf, wenn die Beschränkung des Trosses weniger wichtig erscheint. Führer der Kompagnien und Züge sind deutsche, auf Grund freiwilligen Übertritts in den Kolonialdienst aus der Armee ausgeschiedene Offiziere, die sich zu 2½-jährigem Dienst in der Schutztruppe verpflichten müssen und denen der Rücktritt in die Armee offen gehalten wird. Ebenso ist die Ergänzung des weißen Unteroffizierkorps.

Der Andrang zum Dienst in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika ist im Reichsheer immer besonders groß gewesen. Es war deshalb möglich, mit aller Sorgfalt ein Offizier- und Unteroffizierkorps heranzubilden, das sich in Krieg und Frieden vorzüglich bewährt und jeden, der es führen durfte, mit Stolz erfüllt hat.

Die späteren Kapitel werden Gelegenheit geben, die Truppe in ihrer Zusammenlegung und Wirksamkeit näher kennen zu lernen.

In diesem orientierenden Abschnitt soll nur noch eine allgemeine Bemerkung Platz finden.

Geringe  
Truppenstärke

Die in der Presse, im deutschen Reichstag und in der Reichsfinanzbehörde häufig laut werdenden Klagen über die kostspielige und angeblich recht ansehnliche Truppenmacht, die das Reich in den Kolonien unterhält, hat mich veranlaßt, einen Vergleich

zwischen Deutsch-Ostafrika und seinen Nachbarkolonien zu ziehen und zu untersuchen, in welchem Verhältnis die Truppenziffern zu den Bevölkerungszahlen stehen. Ich lege dabei für Deutsch-Ostafrika die heutige Truppenstärke zugrunde, die noch um mehr als 1000 Mann höher ist als vor dem Aufstand.

Dieser Vergleich ergibt für Deutsch-Ostafrika die bei weitem schwächste Besetzung, denn es kommen:

auf je einen Soldaten im Kongostaat	1110	Einwohner
„ „ „ „ in Britisch-Ostafrika	1300	„
„ „ „ „ „ Uganda	1800	„
„ „ „ „ „ Britisch-Indien	1275	„
„ „ „ „ „ Deutsch-Ostafrika	2650	„

Legen wir aber, was zur Beurteilung der Lage in großen zukünftigen Aufständen richtiger ist, die Ziffern der verfügbaren deutschen, bzw. britischen Militärpersonen zugrunde, unter Ausschluß der eingeborenen Truppen, so ergibt sich, daß z. B. im Indischen Reich auf eine weiße Militärperson 4120 Eingeborene kommen, in Deutsch-Ostafrika aber die enorme Ziffer von 2550 Eingeborenen.

Wer also staunend rühmt, mit wie wenig Truppen Großbritannien es verstünde, das Indische Reich im Zaum zu halten, dessen Bewunderung darf ich um ein Vielfaches für unsere Kolonialverwaltung und die ostafrikanische Schutztruppe in Anspruch nehmen.

# Der Maji-Maji-Zauber

**A**ls am Ende des Jahres 1908 die Städte Messina und Reggio einer Erdbebenkatastrophe zum Opfer gefallen waren, fanden sich bekanntlich weise Leute, die das Unglück vorausgeahnt haben wollten. Einer ähnlichen Bewertung sollte das Prophetentum jener Auguren unterliegen, die nach Ausbruch der Rebellion in Deutsch-Ostafrika erklärt haben, sie hätten die Erhebung kommen sehen.

Die Rebellion  
kommt ganz  
unerwartet

Wohl sind, wie dies in einer großen und kaum halb zivilisierten Kolonie begreiflicher Weise noch von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt, auch im Jahre 1905 Befürchtungen wegen Unruhen unter den Eingeborenen gelegentlich aufgetaucht und zur Kenntnis der Behörden gelangt. Sie fußten aber niemals auf Tatsachen und deuteten überdies auf Negerstämme am Kilimandscharo oder auf den Stamm der Wanjamwesi, also gerade auf solche Völkerschaften, die sich am Aufstande nicht beteiligt haben.

In den später aufständischen Bezirken hat jedenfalls niemand unsere Position für gefährdet angesehen, geschweige denn, daß von irgend einer Seite eine solche Einmütigkeit unter den Völkern für möglich gehalten worden wäre, wie sie bald in die Erscheinung treten sollte.

Wir stehen der Tatsache gegenüber, daß noch bis gegen die Mitte des Monats Juli weder den Behörden, noch der europäischen Bewohnerchaft irgendwelche Anzeichen eines bevorstehenden Sturmes aufgefallen waren.

Es liegt nahe, hieran die Schlußfolgerung zu knüpfen, daß es den Regierungsorganen an der nötigen engen Verbindung mit der eingeborenen Bevölkerung gefehlt haben müsse. Es ist auch zuzugeben, daß die vorhandene Föhlung nicht ausgereicht hat, um die Rebellion oder gar deren späteren Umfang vorauszusehen. Einen Vorwurf wird man aber dem Gouvernement gerechterweise daraus nicht machen dürfen. Man vergegenwärtige sich nur, daß sowohl die seit Jahren unter den Eingeborenen wirkenden Missionare, als auch die zahlreichen farbigen Händler, die später zu Hunderten von den Rebellen niedergemacht wurden, sich in völliger Sicherheit wähten, daß ferner viele im Land zerstreut wohnende frühere Askari der Schutztruppe, die bei Ausbruch der Erhebung sofort freiwillig wieder zur Fahne eilten, von den Plänen der Aufrührer völlig überrascht worden sind. Berücksichtigt man die vollendete Täufchung aller dieser mitten im Volksleben und im vertrauten Verkehr mit den Eingeborenen stehenden Elemente, so wird die Kritik nicht tadeln können; sie wird höchstens die Geheimhaltung des Planes zu bewundern haben.

Über eine bestimmte Persönlichkeit, deren Kopf der erste Gedanke zu einer Erhebung entsprang, hat man auch im Verlauf der späteren Aktionen nichts Zuverlässiges in Erfahrung bringen können. Aus der vorzüglichen Wahrung des Geheimnisses läßt sich nur schließen, daß die Zahl der Eingeweihten sehr gering gewesen ist. Zu diesen gehörten in erster Linie Häuptlinge und Zauberer vom Volk der Wagindo und Wapogoro, deren Stammesbeziehungen im südlichen Teil der Kolonie, namentlich in den Bezirken Kilwa, Mohoro, Mahenge und Slongea sehr ausgebreitet sind.

Die wirksamste Rolle beim Aufwiegeln des Volkes scheinen die Wagindohäuptlinge Kinjalla, auch Omari Kinjagalla genannt, und Kapolo aus Madaba gespielt zu haben.

Weshalb gerade die Häuptlinge und Medizinmänner, die uns während des Aufstandes meist unter der Bezeichnung »Hongo« begegnen, im Gegensatz zu dem niederen Volk, Urfache hatten,

Urheber-  
schaft

mit der neuen Ordnung der Dinge im Lande unzufrieden zu sein, ist leicht zu erklären: der arabische und deutsche Einfluß hatte sie ihres früheren Ansehens und damit ihrer Einkünfte beraubt; der ihnen vorgefetzte Akida, oft ein Mann fremden Stammes und meist eigennützig, vertrat nicht ihre, sondern fremde Interessen; dem indischen Händler waren sie hoffnungslos verschuldet, und so ist es wohl begreiflich, wenn in einigen energischen Naturen der Entschluß zu einer verzweifelten Tat reifen konnte.

Wie die Führer ans Werk gegangen sind, schildert der nachstehende Bericht eines Offiziers, der mit seiner Kompagnie wochenlang an dem Ausgangsort der Unruhen, in den Matumbibergen tätig gewesen ist. Ich halte Angaben und Vermutungen dieses Zeugen, des Hauptmanns Merker, für zutreffend, nicht nur, weil er in langjähriger kolonialer Dienstzeit besondere Fähigkeiten zur Beurteilung des Lebens und Denkens der Neger an den Tag gelegt hat, sondern auch, weil die von ihm ausgesprochenen Vermutungen im Verlauf des Aufstandes sich auch anderweitig bestätigt haben.

Hauptmann Merker berichtet folgendes:

»Einige weit bekannte Häuptlinge hatten zunächst den Plan zu gemeinsamer Aktion entworfen, und dann die ihnen durch Stammeszugehörigkeit, Verwandtschaft oder Blutsfreundschaft verbundenen Häuptlinge dafür gewonnen, die nun ihrerseits immer mehr Anhänger unter bekannten und befreundeten Häuptlingen warben. Dann wurden Häuptlingsversammlungen abgehalten, in welchen den Teilnehmern, nachdem sie zur absoluten Verschwiegenheit verpflichtet waren, der Kriegsplan bekannt gegeben und weiter beraten wurde. Es ist hier nicht der Ort, die Gebräuche, welche die Eingeborenen zur Erreichung solch vollkommener Geheimhaltung haben, zu erläutern. Ich muß mich vielmehr auf Feststellung der Tatsache beschränken, daß sie dafür fast nie versagende, im Volksglauben wurzelnde Mittel kennen, und daß diese es bei allen Eingeborenenkriegen den Angreifern ermöglichten, trotz der bei

Geheim-  
haltung

ihnen wohnenden Spione und politischen Agenten des Gegners, diesen zu überfallen, bevor er die feindliche Absicht ahnte.

Solange man noch unter den Häuptlingen Anhänger fand, sollte das Volk in voller Unwissenheit über die Pläne und ihre Ziele bleiben; nur sollte es für die später zu bewerkstelligende Aufreizung in einer äußerlich durchaus harmlos scheinenden Weise so vorbereitet werden, daß die Verhetzung im geeigneten Moment schnell und sicher wirken mußte, ohne daß den breiten Massen vorher das Endziel enthüllt oder der Verdacht irgend eines in dieses nicht Eingeweihten erregt wurde.«

Und dann schildert Merker, wie im Sommer 1905 die Vor-

Vor-  
bereitungen

»Nun hatte die deutsche Verwaltung für die Kulturen der Eingeborenen ein besonderes Interesse gezeigt, hatte auch bei drohender Hungersnot große Mengen von Lebensmitteln aufgespeichert und damit den Hungernden bis zur nächsten Ernte geholfen. Ein in diesem Sinne gefärbtes Mäntelchen der vorbereitenden Beeinflussung umzuhängen, war daher sicher kein törichter Gedanke und bewies wieder einmal, daß der Naturmensch den Charakter des Europäers instinktiv besser durchschaut, als dieser mit Vernunft, Logik und Gemüt das Herz des Wilden sondieren kann. Die Häuptlinge der Matumbi- und Kitshiberge verbreiteten unter ihren Leuten, daß ein in den Pangani-Schnellen des Rufijiflusses in Gestalt einer Schlange lebender Geist dem in Ngarambi wohnenden Medizinmann, der sich jetzt den Amtstitel Bokero (Vermittler zwischen den Menschen und jenem Geist) beigelegt hatte, eine Zaubermedizin gegeben habe, die den, welcher sie besäße, von allen Landwirtschaftsorgen befreien würde. Sie würde ferner Wohlstand und Gesundheit verleihen, Hungersnot und Seuchen fernhalten und im besonderen die Pflanzungen vor den Verwüstungen durch Wildschweine schützen. Sie garantierte reiche Ernte, so daß die Leute in Zukunft nicht mehr für die Fremden Lohnarbeiten

zu verrichten brauchten, um sich den gewohnten Luxus (Stoffe, Glasperlen usw.) zu verschaffen. Die Medizin sollte schließlich auch — und dabei war nur auf die früher ständigen Kriege der Eingeborenen untereinander Bezug genommen — unverwundbar machen, sollte bewirken, daß die Geschosse des Gegners von den Zielen wie Regentropfen von gefetteten Leibern abfielen; Weiber und Kinder sollte sie für die in Kriegszeiten übliche Flucht und die damit verbundenen Strapazen und Entbehrungen stärken, sowie vor einer Verschleppung durch den siegenden Angreifer schützen, der Weiber und Kinder als Beute mitzunehmen pflegte. Die Medizin bestand aus Wasser, Mais und Sorghumkörnern (eine große Hirseart). Das Wasser wurde in Ngarambi durch Übergießen des Kopfes und Trinken appliziert, aber auch in kleinen Bambusbüchsen, die um den Hals zu hängen waren, verabfolgt. Die Getreidekörner sollten die Weiber in die von ihnen bearbeiteten Felder legen zur Erzielung reicher Ernte und Fernhaltung von Wildschweinen; die Männer sollten je eines der beiden Arten in das Pulver jeder Gewehrladung stecken, wodurch Treffsicherheit erreicht würde.

Die Sache sah durchaus harmlos aus und wurde auch von den vielen Leuten, die zum Medizinmann pilgerten, im eben skizzierten Sinne aufgefaßt. Keineswegs heimlich, sondern offen und ungeniert wanderten unter den Augen der später in Mitleidenschaft gezogenen Araber, Inder und Küstenleute große Trupps (es wurden solche von über 300 Erwachsenen beobachtet) zum Medizinmann.

Die eigentliche Aufreizung sollte erst im letzten Moment vor Beginn der Feindseligkeiten erfolgen, die von allen verschworenen Häuptlingen zu einem bestimmten Termin, der einige Monate nach dem ersten August lag, gleichzeitig aufgenommen werden sollten. Zum Glück für die vielen weit ab von Militärstationen liegenden und daher schutzlosen Europäeransiedlungen kam es indes nicht dazu, sondern man schlug,

anscheinend infolge eines Privatstreits zweier Matumbi-Jungen, Ende Juli in Kibata los.«

Soweit Hauptmann Merkers Bericht.

Wie richtig die Urheber des Aufstandes die abergläubische Denkungsweise ihrer Volksgenossen einzuschätzen wußten, geht aus der raschen Ausbreitung der Bewegung und aus der erstaunlichen Wirkung der Zauberei hervor. Der Glaube an die Wunderkraft des Zauberswassers trug den Geist des Aufbruchs in wenigen Wochen über den ganzen Süden der Kolonie, westwärts bis zum Njassa-See und nordwärts bis an die Linie Daresalam-Mpapua. Er vermochte die beim ostafrikanischen Neger völlig neue Erscheinung der Todesverachtung im Kampf zu zeitigen und seine Anhänger mit wildem Fanatismus zu erfüllen.

Maji-Maji-Zauber

Unter den lauten Rufen: »Maji, Maji!« (Wasser, Wasser!) stürzen sich später die Aufständischen auf den Gegner und man kann oft beobachten, wie die Weichenden durch Besprengen mit Zauberswasser wieder zu neuem Mut entflammt werden.

Dieses fanatische Verhalten der Rebellen war sicherlich in den primitiven religiösen Vorstellungen des Negers begründet und konnte nur auf solchem Boden zur Entfaltung gelangen. Es berechtigt uns aber nicht, den Aufstand selbst als religiöse Bewegung zu kennzeichnen, denn das Motiv, einen alten Glauben durch einen neuen zu ersetzen, oder gegen einen solchen zu verteidigen, hat hier zweifellos keine Rolle gespielt. Ferner werden wir in den Reihen der Aufständischen neben den Heiden auch Bekenner des Islam, ja vereinzelt auch Christen fechten sehen, dagegen keine Araber, Sudaner und andere landfremden Elemente. Es ist ein Kampf der Bantu-Neger gegen alle Eindringlinge von anderer Rasse.

Keine religiöse Bewegung

Die Führer scheinen andere Vorbereitungen als die Erregung und Fesselung der Gemüter durch Zauberglauben nicht getroffen zu haben. Der künstlich angefachte Kampfesmut hätte z. B. bei einer vollkommeneren Bewaffnung der Rebellen für die Schutztruppe sehr gefährlich werden können. Wie die Dinge

Bewaffnung

lagen, gab es für sie aber keine Mittel und Wege, sich Waffen in größerer Zahl und von verbesserter Konstruktion zu verschaffen. Man ist zwar einzelnen Versuchen zum Waffenschmuggel nach den Matumbibergen, bei denen übrigens indische Händler die Hehler abgaben, auf die Spur gekommen, aber es war nicht nachweisbar, daß sie schon einen erheblichen Umfang angenommen hatten. Die neuerdings befolgte Politik des Gouvernements hinsichtlich des Handels mit Feuerwaffen hatte offenbar eine glückliche Wirkung ausgeübt.

Waffen-  
monopol

Die Landesverwaltung hat sich nämlich sehr bald nach der Okkupation das alleinige Recht der Einfuhr und des Verkaufs von Feuerwaffen und Pulver vorbehalten und läßt Ausnahmen nur beim Erwerb von Waffen zum persönlichen Gebrauch für Europäer zu. Aber selbst von diesem Verkaufsmonopol hatte sie in den letzten Jahren wenig Gebrauch gemacht, weil man sich der Gefahr bewußt geworden war, die mit einer reichlichen Abgabe von Pulver und Gewehren an die farbigen Landesbewohner verknüpft sein mußte. Daher sind z. B. in den Jahren 1901 bis 1905 nur etwa 400 Vorderladegewehre an Neger abgegeben worden, und zwar meist an Postboten, an zuverlässige Jäger oder an Landleute, die sich nachweislich ohne Feuerwaffen der Löwen und Wildschweine in ihren Kulturen nicht erwehren konnten.

Die große Zahl der trotzdem in den Händen von Eingeborenen befindlichen alten Vorderladegewehre — in den Matumbibergen allein sollen während des Aufstandes 8000 Stück in Tätigkeit getreten sein — erklärt sich aus der Unmöglichkeit, die Landesgrenzen gegen den Schmuggel aus benachbarten Kolonien in ausreichender Weise zu überwachen, und ferner aus der Politik früherer Zeiten.

Vor der deutschen Okkupation unterlag nämlich der Waffenhandel überhaupt keinen Beschränkungen, und später, noch in den neunziger Jahren, trug selbst das deutsche Gouvernement keine Bedenken, größere Mengen von Pulver und Vorderladegewehren an die Eingeborenen zu verhandeln. Das Mutterland



ASKARI

wollte ja endlich Einnahmen aus der Kolonie sehen, und man hegte damals auch die später als unrichtig erkannte Ansicht, daß Vorderladegewehre in den Händen der Neger weniger bedenklich seien, als Speere und Bogen.

Mit der Abgabe von Hinterladegewehren ist man allerdings vorsichtiger gewesen. Das Führen solcher verbesserter Schußwaffen ist den Negern seit vielen Jahren verboten. Nur ein paar Dutzend Hinterlader, die bei erfolgreichen Überfällen erbeutet worden waren, befanden sich in den Händen der Aufständischen.

Abgesehen von Vorderladegewehren waren es also nur die einheimischen Waffen, Speere und Bogen und Pfeile, mit denen die Rebellen den Maufergewehren der Schutztruppe entgegentreten konnten: eine Ungleichheit, die allerdings durch eine oft mehr als hundertfache numerische Überlegenheit aufgehoben wurde.

Wenn somit angenommen werden darf, daß die Aufständischen beim Fallen des ersten Schusses in den Matumbibergen mit ihren Vorbereitungen noch nicht fertig waren, so hatte auch auf der andern Seite die Schutztruppe damals nicht die erforderliche Stärke, um die Bewegung im Keim zu unterdrücken oder ihrer in mehreren Bezirken gleichzeitig Herr zu werden.

Stärke der  
Schutztruppe

Es wurde bereits angedeutet, daß der Sparsamkeitsdrang des Mutterlandes den Gouverneur von Deutsch-Ostafrika vor eine in gewissen Fällen unlösbare Aufgabe stellt. Diese Aufgabe bestand im Jahre 1905 in kurzen Worten darin, eine Million Quadratkilometer Landes mit beträchtlichen darin investierten europäischen Werten gegen die völlig unberechenbaren Launen von sieben Millionen halbwilden Negern mit 1701 farbigen Soldaten und 659 farbigen Polizisten zu sichern, mit Mannschaften, die noch dazu in der Mehrzahl den eingeborenen Stämmen entnommen waren, gegen die sie gegebenenfalls zu kämpfen hatten. Dazu kam, daß das Personal der Polizei in seiner Gesamtheit, das der Schutztruppe zum Teil durch Wahrnehmung von allerlei Verwaltungsgeschäften an einen bestimmten Bezirk so gut wie gebunden war.

Gögen, Deutsch-Ostafrika im Aufstand.

4

Ferner war die unvermeidbare Verteilung der Truppe über die ganze Kolonie für die Bekämpfung eines Aufstandes gerade in den Südbezirken sehr nachteilig, trotzdem die einzelnen Kompagnien und Abteilungen stets in so hoher Marsch- und Gefechtsbereitschaft gehalten wurden, daß sie binnen weniger Stunden ins Feld rücken konnten.

Verteilung  
der Truppen

Diese Dislozierung der kleinen Streitmacht war den militärischen Erfahrungen vorhergegangener Jahre, der Einwohnerzahl der Bezirke und auch wirtschaftlichen Rücksichten angepaßt worden. Dabei war der verhältnismäßig menschenarme und schwach entwickelte Süden weniger bedacht worden, als die Mitte und der Norden der Kolonie.

Diese Situation wird bei Benutzung der beigegebenen Karten- skizze durch die folgende Tabelle deutlich werden. Es standen dem Gouverneur beim Ausbruch der Unruhen an militärischen Streitkräften zur Verfügung:

#### A. Im Aufstandsgebiet.

Bezirk Daresfalam . . . . .	}	355	Mann	der	5. Kompagnie
„ Mohoro . . . . .		72	„	„	Polizeitruppe
„ Kilwa . . . . .		19	„	„	„
„ Lindi . . . . .	}	62	„	„	„
„ Mahenge . . . . .		56	„	„	3. Kompagnie
„ Ssongea . . . . .		75	„	„	Polizeitruppe
„ Langenburg . . . . .		60	„	„	12. Kompagnie
„ Jringa . . . . .		68	„	„	Polizeitruppe
„ Morogoro . . . . .		116	„	„	„
		117	„	„	2. Kompagnie
		44	„	„	Polizeitruppe

#### B. Im nichtaufständischen Gebiet.

Bezirk Mofchi . . . . .	200	Mann	der	1. Kompagnie
„ Kilimatinde . . . . .	113	„	„	4. „
„ Mpapua . . . . .	80	„	„	4. „

Bezirk Bismarckburg . . . . .	66	Mann	der 6. Kompagnie
„ Bukoba . . . . .	168	„	„ 7. „
„ Udjidji . . . . .	72	„	„ 9. „
„ Ulumbura . . . . .	125	„	„ 9. „
„ Tabora . . . . .	126	„	„ 10. „
„ Muanfa . . . . .	163	„	„ 11. „
„ Tanga . . . . .	60	„	„ Polizeitruppe
„ Pangani . . . . .	43	„	„ „
„ Bagamojo . . . . .	60	„	„ „
„ Wilhelmstal . . . . .	40	„	„ „

Seit etwa Jahresfrist war ferner durch die Kaiserliche Marine Marine auch die »Ostafrikanische Station« wieder mit einem kleinen Kreuzer besetzt worden. S. M. S. »Buffard«, Kommandant Korvettenkapitän Back, lag damals im Hafen von Daresalam. Er war dort im Schwimmdock des Gouvernements gedockt worden und hatte kürzlich seine Mannschaft gewechselt.

Angeichts der Wichtigkeit, die in kritischen Lagen den Bezirkschefs Persönlichkeiten beizumessen ist, welchen die polizeilichen Funktionen obliegen, verdient ferner noch hervorgehoben zu werden, daß zufällig beim Ausbruch der Unruhen in der Stellenbesetzung bei den Lokalverwaltungen der Südbezirke anormale Verhältnisse herrschten. So wurden der Bezirk Mohoro, der das untere Rufiji-Tal umfaßt, und der südlich an ihn grenzende große Bezirk Kilwa damals durch Stellvertreter verwaltet. Die Bezirksamt männer Grass und von Rode, beides Beamte, die aus langjähriger Erfahrung ihre Bezirke genau kannten, genossen den ihnen zustehenden Urlaub in Deutschland. Der Chef des Lindibezirks, Bezirksamt mann Ewerbeck, befand sich zwar innerhalb der Grenzen seines Amtsbereichs, war aber auf einer Inspektionsreise im Hinterland abwesend und wurde erst in einigen Wochen an der Küste zurückerwartet. Die Militärstation Mahenge und das Bezirksamt Ssongea hatten ebenfalls beide erst vor kurzer Zeit einen neuen Chef erhalten; ebenso wurde das Bezirksamt Langenburg zeitweilig interimistisch verwaltet.

4\*

Wenn auch diese Stellvertreter und neuen Bezirksleiter sich im Laufe der Ereignisse durchaus als umsichtige und tüchtige Männer erwiesen haben, so ist doch die gleichzeitige Abwesenheit der landkundigen Chefs gerade der am meisten gefährdeten Bezirke den Aufständischen sicherlich zu Statten gekommen. Sie war eine jener Zufälligkeiten, denen der Verwaltungsorganismus der Kolonie auch in Zukunft ausgesetzt sein wird; es sei denn, daß es gelänge, durch Änderungen der Bestimmungen über den Beamtenersatz und die Beurlaubungen den fortwährenden und einen geregelten Dienstbetrieb störenden Personalwechsel bei den Behörden einzuschränken.

Personal-  
wechsel

Als erstes Wetterzeichen kann ein beim Bezirksamt in Kilwa am 13. Juli eingegangenes Schreiben betrachtet werden, in dem ein Akida in den Matumbibergen, Sef bin Ameri, über einen Zauberer wegen Aufreizung der Bewohnerchaft gegen seine Autorität Beschwerde führte. Da der angeschuldigte Mediziner jenseits der Bezirksgrenzen wohnen sollte, so sandte der stellvertretende Bezirksamtman von Kilwa, Stabsarzt Dr. Lott, die Meldung an die zuständige Behörde in Mohoro am Rufijifluß, mit der Bitte, die Angelegenheit zu verfolgen.

Erstes  
Sturmzeichen

Bevor aber noch der Fall klargestellt werden konnte, verschlimmerte sich die Lage für den wachsam Akida in bedrohlicher Weise. Am 28. Juli schrieb er nach Kilwa, daß die Bevölkerung Ausschreitungen beginge, und Tags darauf schon, daß er in seinem Haus in Kibata belagert sei und dringend um Hilfe bitten müsse.

Matumbi

Stabsarzt Lott war bei den zu ergreifenden Maßnahmen zunächst nur auf seine Polizeiabteilung angewiesen. Er setzte sofort alle verfügbaren Mannschaften in Marsch und am 1. August gegen Mittag traf der Polizeifeldwebel Hoenicke mit 38 Askari in dem Küstenort Ssamanga ein, von wo aus der Weg in das Gebirge nach Kibata führt.

Brand von  
Ssamanga

Ssamanga liegt am Weg von Mohoro nach Kilwa, unweit des Meeres, von diesem durch Mangrovenniederungen getrennt und umgeben von lichtigem Busch. Es besteht im wesentlichen aus

einigen Hütten und mehreren indischen Kramläden, an die sich nördlich das Wohnhaus des Akida und einige einfache Wohn- und Wirtschaftsgebäude anreihen, die der Pflanzer Steinhagen zur Bewirtschaftung seiner nahe gelegenen Baumwollfelder errichtet hatte. Steinhagen war bereits am Tage vorher von Aufständischen hart bedrängt worden und hatte sich auch an das einige Wegstunden nördlich gelegene Bezirksamt Mohoro mit der Bitte um Hilfe gewandt. Die dortige Polizeiabteilung war unter Führung des stellvertretenden Bezirksamtmanns Keudel schon herbeigeeilt, rückte aber beim Eintreffen der Polizei aus Kilwa wieder ab, da eine unmittelbare Gefahr beseitigt schien.

Feldwebel Hoenicke erfuhr jedoch bald nach seiner Ankunft, daß der Akida aus Kibata hatte flüchten müssen, daß mehrere Araber dort ermordet worden waren und daß Aufständische in großen Scharen im Anmarsch seien. Er wollte daher sofort auf Kibata vorgehen, stieß aber schon 800 Meter hinter Ssamanga auf den Feind. Es entwickelte sich ein lebhaftes Feuergefecht, in dessen Verlauf die Polizeiabteilung sich vor der großen Überlegenheit des Gegners wieder auf das Anwesen des Pflanzers Steinhagen zurückzog. Ssamanga wurde dann zwei Stunden lang von den Aufständischen, die auf 1500-1600 Mann geschätzt wurden, heftig bestürmt. Das Inderdorf ging dabei in Flammen auf und fiel der Plünderung anheim. Bei Einbruch der Dunkelheit zog sich der Gegner zurück und ließ 27 Tote auf dem Platz. Von den Verteidigern waren 2 Hilfsleute, die sich der Polizeiabteilung angeschlossen hatten, gefallen. Die Situation blieb eine ernste und der Feldwebel meldete noch in der Nacht nach Kilwa, daß er Ssamanga höchstens noch zwei Tage halten könne.

Inzwischen hatte aber Stabsarzt Lott für weitere Verstärkungen Sorge getragen. Zunächst hatte er telephonisch die in Lindi stehende 3. Kompanie requiriert, die unter Führung des Leutnants Spiegel in der geringen Stärke von 56 Mann mit dem Gouvernementsdampfer »Rowuma« am 3. August in Kilwa eintraf und zunächst eine Stellung zur Sicherung der Stadt einnahm,

weil Nachrichten besagten, daß ein großer Haufe von Aufständischen in der Stärke von 2000 bis 3000 Mann das etwa 5 Stunden nordwärts gelegene Dorf Miteja geplündert und verbrannt hätte und nun einen Überfall auf Kilwa beabsichtigte.

Eingreifen  
der 5. Kom-  
pagnie

Am 1. August war es auch gelungen die telegraphische Verbindung von Kilwa mit Daresalam, die seit dem 28. Juli gestört war, wiederherzustellen und das Gouvernement vom Ausbruch der Unruhen in Kenntnis zu setzen. Die Depeschen über die Lage, die am Vormittag des 1. August aus Kilwa und Mohoro einliefen, veranlaßten mich sofort zur Absendung von Verstärkungen. Schon um 6 Uhr nachmittags verließ der Gouvernementsdampfer »Rufiji« mit Hauptmann Merker, dem Chef der 5. Kompagnie, Leutnant Lincke, 2 Unteroffizieren, 70 Askari und 1 Maschinengewehr den Hafen von Daresalam und erreichte Ssamanga kurz nach 2 Uhr am folgenden Nachmittag. Mit Hilfe von drei kleinen auf der Reede liegenden Dhaus wurde die Truppe gelandet. Sie traf nach etwa einstündigem Marsch durch überflutete Mangroven Sümpfe noch vor Einbruch der Dunkelheit in Ssamanga ein.

Hopfers  
Ermordung

Dort waren inzwischen keine weiteren Angriffe erfolgt. Während der Nacht wurde aber bekannt, daß ein im südlichen Teil der Matumbiberge lebender deutscher Ansiedler mit Namen Hopfer schwer bedroht sei. Dies veranlaßte den Hauptmann Merker, am Morgen des 3. August den Leutnant Lincke mit dem Feldwebel Hoenicke und 30 Askari zu dessen Entfuge abzuschicken. Das Detachement erwies sich indessen für seine Aufgabe als zu schwach. Es wurde beim Vordringen in die Berge schon auf halbem Wege bei dem Orte Mingumbi so heftig angegriffen, daß es selbst in eine schwer bedrängte Lage geriet und genötigt war, sich zur Abwehr der wütenden Sturmangriffe großer Massen von Rebellen zu verschanzen. Zum ersten Mal wurde es bei dieser Gelegenheit ersichtlich, daß ein besonderer Geist die Angreifer besaß. Ihre Taktik, die Flügel der gegnerischen Stellung zu umfassen, bewies auch, daß die Eingeborenen uns in den letzten Jahren auf militärischem Gebiet manches abgesehen hatten.

Nachdem der Gegner gewichen war, blieb Leutnant Lincke in der Erwartung von Verstärkungen zunächst stehen, zumal er inzwischen erfahren hatte, daß Hopfer bereits von seinem Schicksal ereilt worden war.

Hopfer war von dem Akida in Kibata rechtzeitig gewarnt worden, hatte sich aber nicht entschließen können, sein Anwesen und alles, was er besaß, aufzugeben, um sich in Sicherheit zu bringen. Man fand später seine Leiche, der Schädel von einem Axthieb gespalten, und bestattete dieses erste Opfer der Rebellion in Kilwa.

Hauptmann Merker selbst war inzwischen auf Meldung von einer angeblichen Bedrohung des dortigen Bezirksamts mit 40 Mann nach Mohoro beordert worden, verstärkte dort die schwache Polizeiabteilung durch 20 Mann seiner Kompagnie und ging dann, da ihm Mohoro noch nicht gefährdet schien, in Gewaltmärschen wieder über Ssamanga zurück und zum Entsatz des Leutnants Lincke nach Mingumbi. Er erreichte den Ort am 5. August und vereinigte sich dort mit der 3. Kompagnie, die einige Stunden früher, von Kilwa kommend, ebenfalls eingetroffen war.

Das Bergland, in dem sich diese einleitenden Ereignisse abspielten und das der Schauplatz eines monatelang dauernden Guerrillakrieges werden sollte, zerfällt in zwei Teile, von denen der nördliche, die Landschaft Kitschi, zum Bezirk Mohoro gehörend, seine Ausläufer nach Norden bis zum Rufijifluß erstreckt. Der südliche Teil umfaßt die Landschaft Matumbi, deren Bergzüge Höhen von 600 und 700 Meter erreichen und von der Seeküste aus erkennbar sind. Das ganze Bergmassiv bildet ein Gewirr von Höhenlinien. Nicht nur seine orographische Gestaltung, sondern auch seine dichte Bodenbedeckung machen das Gelände zu einem außerordentlich unübersichtlichen. Schmale und steile Pfade verbinden die Dörfer und Kulturen der Wamatumbi, eines Stammes, der wegen seines trogigen und der Kultur abgeneigten Verhaltens bekannt war und von jeher als rauflustig, trunksüchtig und unlenksam gegolten hat.

Gelände

Mohoro

Bei den nahen Beziehungen zwischen den in den Matumbi-bergen und den in Kitfchi wohnenden Völkerchaften war es begreiflich, daß beim Ausbruch von Unruhen in Matumbi das Bezirksamt am Rufiji, Mohoro, sich von vornherein bedroht fühlte. Und wenn auch die Meldung von einem nahe bevorstehenden Angriff auf Mohoro, die den Marsch des Hauptmanns Merker am 4. August verurfachte, den Tatfachen vorausseilte, so konnte doch eine vom Stellvertretenden Bezirksamtmann Keudel unter dem Sergeanten Kühn entlandte Polizeipatrouille Zusammenrottungen unter den Eingeborenen in der näheren Umgebung des Bezirksamts feststellen.

Ver-  
stärkungen

Dieser Umstand, der ein Weitergreifen der Bewegung nach Norden anzeigte, im Verein mit den Berichten über den bisher ungekannten Kampfesmut der Aufständischen und die großen Kopfstärken der Banden, welche Ssamanga und Miteja eingäfschert hatten, ließ es mir schon am 3. August geraten erscheinen, ungefäumt weitere Truppen in Aktion zu bringen.

Dies bedeutete aber bereits das Einsetzen der letzten bis auf weiteres verfügbaren Reserven. Sie bestanden aus dem Rest der 5. Kompagnie in Daresalam und aus der Streitmacht, die der Kreuzer »Buffard« repräsentierte.

Trotz dieses Bedenkens erging an den Stellvertretenden Kommandeur der Schutztruppe, Major Johannes, die Ordre, mit allen noch in Daresalam stehenden Kräften nach Kilwa zu gehen und dort den Befehl über die gegen die Matumbileute operierenden Teile der Schutztruppe zu übernehmen. Für den Transport dieser Abteilung nach Kilwa requirierte ich S. M. S. »Buffard« und verabredete mit dem Kommandanten die eventuelle Landung kleiner Marinedetachements zum Schutz der bedrohten Küstenplätze. Der Kreuzer ging noch am 3. August abends 8 Uhr mit 4 Offizieren, 1 Telegraphenbeamten, 2 Unteroffizieren, 122 Askari, 42 Trägern und Dienern, 6 Reittieren und 121 Traglasten in See und landete das kleine Expeditionskorps am 4. August vor Einbruch der Dunkelheit in Kilwa.

Da diese Stadt damals von Verteidigern völlig entblößt war und der Bezirksamtmann mit einer noch lange dauernden Abwesenheit seiner Polizeitruppe rechnete, wurde das Anerbieten des Kommandanten S. M. S. »Buffard«, den unmittelbaren Schutz der Stadt zu übernehmen, angenommen; gleichzeitig mit der Truppe des Majors Johannes ging eine Marineabteilung in der Stärke von 1 Unteroffizier, 20 Matrosen und 1 Maschinengewehr unter Oberleutnant z. S. von Jastrzembski an Land und besetzte das Bezirksamt Kilwa.

S. M. S.  
»Buffard«

Am folgenden Tage landete S. M. S. »Buffard« ein weiteres Detachement unter dem ersten Offizier, Kapitänleutnant Nobis, in Ssamanga und entlandte den Oberleutnant z. S. Paalche mit 2 Unteroffizieren, 20 Mann und 1 Maschinengewehr an Bord des kleinen Zollkreuzers »Kingani« auf dem südlichsten Arm des Rufiji-Deltas flußaufwärts nach Mohoro.

Während dem Mohoro-Detachement der Kaiserlichen Marine eine längere Tätigkeit an Land bevorstand, verblieb die in Ssamanga gelandete Abteilung, die in den nächsten Tagen noch verschiedentlich verstärkt wurde und zum Schutz des Ortes und der Telegraphenleitung mehrere kleine Streifzüge in die Umgebung unternahm, nur bis zum 13. August von Bord. Sie konnte zu diesem Zeitpunkt eingezogen werden, weil inzwischen, infolge des Eingreifens des Majors Johannes, die Aufständischen ihre Angriffsziele geändert hatten und Ssamanga zunächst nicht mehr von größeren Banden bedroht erschien. Mit der Sicherung des Platzes und der Telegraphenlinie wurde wieder die Polizeiabteilung von Kilwa betraut.

Es kann hier gefragt werden, was es denn damals in dem zerstörten Ssamanga noch zu schützen gab. Es war aber zu berücksichtigen, daß der Ort etwa an der Mitte der Telegraphenleitung liegt, die den so plötzlich in Unruhe versetzten Süden der Kolonie mit Daresalam verbindet. Der Schutz und die Instandhaltung dieser Linie war daher für den raschen und günstigen Ausgang des Kampfes von größter Wichtigkeit. Hatten doch

Telegraphen-  
zerstörung

schon die ersten Tage gelehrt, daß die Aufständischen die Bedeutung des Telegraphen wohl erkannten und daher fast täglich an irgend einer Stelle der Linie Zerstörungen vornahmen, die nur durch anstrengendste und aufopferungsvolle Arbeit von Angestellten der Kaiserlichen Post wieder beseitigt werden konnten und erst ein Ende nahmen, als jeder, der sich an der Leitung vergriff, standrechtlich erschossen wurde.

Major  
Johannes

In Kilwa war mit dem Eintreffen des »Bullard« und des Majors Johannes das Gefühl der Sicherheit wieder eingekehrt. Die älteren Bewohner entfannen sich noch von den Zeiten des Araber-Aufstandes her der Wirkung von Schiffsgeschützen, und der Name des Majors Johannes, der nun schon fast 20 Jahre lang der Ostafrikanischen Schutztruppe angehörte und im ganzen Lande bekannt und bei unruhigen Geistern gefürchtet war, wirkte beruhigend auf die Stadtbevölkerung ein.

Major Johannes beschloß, sofort in die Matumbiberge vorzugehen, marschierte am Morgen nach seiner Landung von Kilwa ab und vereinigte sich am folgenden Tage, am 6. August, in den Vorbergen, bei Mingumbi, mit den Detachements des Hauptmanns Merker und des Leutnants Spiegel.

Von diesem Augenblick an änderten aber die Rebellen ihre Taktik. Waren sie bisher in großen Haufen, bis zu 1000 und 2000 Mann stark, aufgetreten, so lösten sie sich von jetzt an in viele kleine Banden auf und zwangen damit den Gegner in ihrem unwegsamen Gebirgsland zu einem langwierigen und nicht immer von greifbaren Erfolgen begleiteten Kleinkrieg.

Major Johannes erkannte denn auch bald, nachdem er am 8. August in Kibata, dem Mittelpunkt der Matumbiberge, eingetroffen war, ohne auf einen größeren Trupp von Aufständischen gestoßen zu sein, die veränderte Lage und teilte daher seine Truppe in mehrere Detachements, die zunächst in ihrer bisherigen Zusammenfassung unter Hauptmann Merker, Oberleutnant von Grawert und Leutnant Spiegel in verschiedenen Teilen des Berglandes operierten, später aber mit dem Eintreffen weiterer

Verstärkungen aus Daresalam in Bezug auf Führer und Organisation vielfachen Veränderungen unterworfen wurden.

Am 14. August konnte Major Johannes aus Kibata melden, daß in einzelnen Landesteilen die Leute anfangen, sich zu unterwerfen, und daß er als Bedingung für die Annahme der Unterwerfung Herausgabe der Waffen und pro Mann Zahlung von 3 Rupie, also eines Jahresbetrags der Hüttensteuer, als Strafe festgelegt habe. Er bestätigte gleichzeitig die schon vorher gemachte Beobachtung, daß ein großer Teil der Bevölkerung nur gezwungen am Aufstand teilnahm, weil die Rebellen jedes Dorf zu verbrennen und zu plündern pflegten, dessen Bewohner sich ihnen nicht bedingungslos angeschlossen.

Am 20. August kehrte Major Johannes auf einen Befehl von mir nach Daresalam zurück. Ich bedurfte seiner zu meiner Unterstützung in Kommandoangelegenheiten, weil inzwischen andere schwerwiegende Ereignisse eingetreten waren. Das Kommando in den Matumbi- und Kitshibergen ging damit auf den Hauptmann Merker als den ältesten Offizier über.

Aus Hauptmann Merkers später erstattetem Bericht entnehme ich den folgenden Abschnitt, der von der Fechtweise, wie sie damals zur Anwendung kam, handelt; er scheint mir besonders geeignet zur Veranschaulichung der Schwierigkeiten, mit denen koloniale Kriegführung zu rechnen hat.

Fechtweise

Der Bericht entwirft folgendes Bild:

»Das Gelände ist in Matumbi steil bergig und bis auf die kleinen Ackerparzellen mit dichtem Busch bestanden, in den man meist nicht weiter als 1 bis 2 Meter hineinsehen und nur unter Gebrauch von Buschmessern eindringen kann. In Kitshi ist es leicht wellig und bis auf die Landschaften Jroeï und Kitunda offener. Im Küstenstrich ist das Gelände eben, oft auch von ziemlich hohem Busch, der aber leichter zu durchdringen ist, bestanden.

Außer bei dem bereits erwähnten Angriff auf das Lager des Leutnants Lincke in Mingumbi griff der Gegner mit größeren

geschlossenen Massen nur in der Nacht die lagernden Truppen an, während er am Tage immer nur an Pfaden und Wegen im dichtesten Busch Hinterhalt legte und aus vorbereiteten Stellungen, die ihm ein gedecktes Zurückgehen erleichterten, das Feuer auf die in Entfernung von wenigen Schritten vorbeikommende Truppe eröffnete. Die Stellungen waren nur selten von mehr als 20 Schützen besetzt, oft von weniger und manchmal nur von zwei bis fünf Mann. Die auf allen Kuppen verteilten Posten signalisierten den im Hinterhalt liegenden Abteilungen das Herannahen der Truppe, so daß dieser eine Überraschung des Gegners nur ausnahmsweise gelingen konnte. Wo wegen mangelnder Höhen dies Signalfystem nicht anwendbar war, hatte der Gegner Astverhaue angelegt, um sich durch das beim Wegräumen derselben unvermeidliche Schlagen und Brechen vor Überrumpelung zu sichern.

Diese Taktik des Feindes erhöhte den Gebrauchswert seiner minderwertigen Waffen sowie seine eigene Gefechtskraft ganz außerordentlich und machte ihn da, wo er seine Überlegenheit an Zahl richtig ausnutzen konnte, zu einem recht schwierigen Gegner, während er, wenn er sich im offenen Gelände in großer Zahl gestellt hätte, dem zur Schlachtbank geführten Opfer nicht unähnlich gewesen wäre. Seine Bewaffnung bestand aus Vorderladern mit schmiedeeisernen Kugelgeschossen, Bogen mit vergifteten Pfeilen, Speeren und Kampfäxten. Seine Gesamtstärke belief sich auf etwa 10000 Mann, von denen über die Hälfte Gewehre führten. Die Taktik des Feindes zwang die Truppe zu fortwährendem Abfuchen des Buschlandes durch kleinere Abteilungen, denn nur so war es möglich, die zahlreichen, überall verstreuten Trupps und Lager der Aufständischen zu finden, ihnen möglichst große Verluste beizubringen und sie nicht zur Ruhe kommen zu lassen. . . . .

Zur Erläuterung der Fechtweise seien einige Beispiele angeführt. Ich wähle hierzu selbstbeobachtete aus Matumbi und Kitfchi, die nach den bisherigen spärlichen Nachrichten aus dem

entfernteren Aufstansgebiet aber auch für dieses im allgemeinen Gültigkeit zu haben scheinen. Das Dindiri-Lager befand sich auf einer flachen Kuppe von etwa 50 Meter Durchmesser, welche die mit dichtem Dornenbusch bestandene umliegende Ebene um etwa 50 Meter überragte. Durch den Dornenbusch führte ein etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter breiter Pfad in Schlangenwindungen direkt auf die Kuppe zu. Als die von Kibata nach Mohoro marschierende Abteilung (4 Europäer, 80 Askari, 50 Träger) auf etwa 1200 Meter an die Stellung herankam, konnte ich von der Spitze aus beobachten, daß sie mit 200 bis 300 Mann dicht besetzt war. Hinter diesen sah man aufrechtstehende Trupps, die nach uns ausschauten. Die Vorposten hatten uns aus dem Busch bereits 2000 Meter vorher beschossen. Die Erwiderung des Feuers mag dem Feind unser Kommen angezeigt haben. Da der Gegner in den letzten Tagen einem Angriff der Truppe stets ausgewichen war und sie nur immer aus dem Hinterhalt beschossen hatte, so schien ein erfolgreicher Angriff nur dadurch möglich, daß die Truppe mit größter Beschleunigung in die feindliche Stellung hineingebracht wurde. Dies konnte nur auf dem einzig vorhandenen Pfad geschehen. Die Truppe schloß daher im Vormarsch auf, bis auf die 30 Mann, die zur Bedeckung der Trägerkolonne und als Nachspitze dienten. Auf etwa 800 Meter herangekommen, konnte ich noch einmal die feindliche Stellung, die sonst der hohe Busch dem Auge entzog, sehen, und dabei beobachten, daß von der Kuppe herab zu beiden Seiten des Pfades Abteilungen von etwa je 50 Mann im Busch verschwanden, vermutlich, um uns einen Hinterhalt zu legen. Nachdem die Truppe bis auf etwa 120 Meter an die Kuppe herangekommen war, gab sie »nach rechts und links fertig« eine Salve ab und dann auf 80 Meter eine zweite und nach weiteren 50 Metern eine dritte, um dann mit »Hurra« die Stellung zu stürmen, wo sie mit Gewehrfeuer und Giftpfeilen empfangen wurde. Der Gegner hatte dazu den Rand der zur Anlage eines Gehöfts künstlich geebneten Kuppe und die

darauf stehenden Wände verbrannter Lehmhütten derart besetzt, daß er sein Feuer auf die Stelle, wo der Pfad in den freien Platz mündete, konzentrieren konnte. Trotz der Energie des Ansturms hielt er zunächst stand, so daß es zu einem kurzen Handgemenge kam, worauf er zerstreut schrittweise zurückweichend im dichten Busch Deckung zum Neuladen der Gewehre und Hervorholen weiterer Giftpfeile suchte. Nach etwa einer halben Stunde vermochte der Feind der aufgelösten nachdringenden Truppe nicht mehr stand zu halten und floh nach allen Richtungen auseinander, so daß bei der sofort aufgenommenen Verfolgung nichts als die Fußspuren einzelner Leute gefunden wurden. Der Feind hatte 12 Tote auf dem Platz selbst und etwa 40 weitere in dessen nächster Umgebung zurückgelassen. Die Zahl seiner Verwundeten konnte nicht festgestellt werden. — Eine andere Fechtweise zeigte der Gegner in der Kitfchi-Landschaft Kitunde. Hier mußte die Truppe auf einem ihrer Märsche einen meterbreiten Pfad benutzen, der durch einen großen und sehr dichten Wald führte, dessen Unterholz und Lianengeranke ein nur langsames Eindringen außerhalb des Pfades gestattete. In einer Ausdehnung von mehreren Kilometern hatte der Gegner rechts und parallel des Pfades, etwa 4 bis 6 Meter von diesem entfernt, eine größere Anzahl Stellungen mit Rückzugswegen angelegt, die infolge Geländefenkung gegen Feuer gedeckt waren, und jede Stellung mit 10 bis 30 Mann besetzt. Diese führten entweder nur Gewehre oder Gewehre und Giftpfeile, um mit letzteren nach Abschließen der ersteren die verfolgende Truppe zu empfangen. Sobald der Schütze das Gewehr abgeschossen hatte, legte er es beiseite und machte Bogen und Giftpfeile schußbereit. Wenn die Truppe in »Kolonnen zu einem« vor einer solchen durch nichts von außen erkennbaren Stellung angekommen war, löste der Gegner die erste Salve, welche von der Truppe sofort ohne Kommando durch langsames Feuer erwidert wurde, dessen Schnelligkeit sich erst dann steigerte, wenn Rascheln im trockenen Laub anzeigte, daß der Feind unter

Mit schleppen von Toten und Verwundeten die Stellung räumte. Wie gut der Gegner in Deckung lag, erhellt der Umstand, daß bei den gefundenen Toten der tödliche Schuß entweder durch den Kopf oder durch Gewehrkolben und Kopf gegangen war. Nachdem die Verfolgung des aus seinen ersten beiden Stellungen zurückgehenden Gegners sich als ergebnislos erwiesen hatte, unterblieb sie später. Der Marsch wurde nach Niederkämpfung jeder Stellung fortgesetzt, um bei der nächsten wieder unterbrochen zu werden. Der Gegner hatte in diesem Bulchgefecht etwa 60 Tote.«

\* \* \*

Das ganze Verhalten der Rebellen hatte schon in den ersten Tagen erkennen lassen, daß es sich diesmal nicht um die unbeabsichtigten Folgen einer an sich geringfügigen Streitigkeit oder um Landfriedensbruch einer größeren Räuberbande handelte, sondern um eine wohlorganisierte aufständische Bewegung. Man konnte schon damals, wie dies auch vereinzelt geschehen ist, an einen allgemeinen Rassenkampf der Neger denken, aber es lagen bis Mitte August noch keinerlei greifbare Anzeichen dafür vor, daß die Bewegung im Begriff stand, den Charakter eines zwar organisierten, aber doch lokal beschränkten Aufstandes einiger halbwilder Völkerchaften zu verlieren und sich zu einer Art nationalen Kampfes gegen die Fremdherrschaft auszuwachsen.

Die erste Warnung vor der letzteren Möglichkeit enthielt eine Meldung des Bezirksamts Mohoro vom 5. August.

Wie erinnerlich, hatte der Bezirksamtmann von Kilwa bereits Mitte Juli das Bezirksamts Mohoro auf die Machenschaften sogenannter Zauberer in Kitfchi aufmerksam gemacht. Es war gelungen, zwei dieser sauberen Gefellen am 4. August in Mohoro einzuliefern, wo ihnen nach Kriegsrecht der Prozeß gemacht wurde, der mit ihrer Hinrichtung durch den Strang am 5. August endete. Der ältere der Verurteilten, der Oberzauberer Bokero, sollte nun kurz vor seiner Exekution geäußert haben, er fürchte

Bokeros  
Warnung

sich nicht vor dem Tode. Seine Hinrichtung werde auch nichts mehr nützen, denn seine »Daua« (Medizin) habe schon bis nach Kilossa und Mahenge hin ihre Wirkung getan. Trotz der bekannten Gleichgültigkeit der Neger gegenüber dem Tod und ihrer Neigung zum Renommieren durfte diese fast triumphierende Warnung nicht leicht genommen werden. Angesichts der Gesamtlage war Vorsicht geboten. Ich veranlaßte daher sofort eine Mitteilung an die von der Auslage des alten Bokero berührten Behörden, das Bezirksamt Morogoro und die Militärstation Mahenge. Gleichzeitig wurden beide zur Einstellung von neuen Askari über ihren Etat hinaus ermächtigt. Daß die Militärstation Mahenge nicht telegraphisch mit Daresalam verbunden war und ein Bote nicht vor Ablauf von zehn Tagen dort eintreffen konnte, wurde dabei schmerzlich empfunden.

Die volle Gewißheit, daß mit einer ernstesten und weit verbreiteten Rebellion zu rechnen war, ergaben erst die am 15. August in Daresalam einlaufenden Telegramme. Sie meldeten die Bedrohung mehrerer Akiden im Hinterland von Kilwa, in der Landschaft Donde, ferner die Ermordung von acht regierungstreuen Arabern in der Landschaft Madaba westlich von Matumbi, und das Auftreten von aufständischen Banden am mittleren Rufijifluß. Aus diesen Nachrichten war ohne weiteres ersichtlich, daß der Aufstand seine anfänglichen Grenzen überschritten hatte und bereits nicht mehr zu lokalisieren war.

Verstärkungen  
aus  
Deutschland  
notwendig

Damit war ein Zeitpunkt gekommen, den jeder Führer einer militärischen Aktion so lange als möglich hinauszuschieben sucht. Der Augenblick nämlich, in dem er sich nicht länger der Erkenntnis zu verschließen vermag, daß die eigene Kraft nicht mehr ausreicht und deshalb Sukkurs von außerhalb erbeten werden muß. Die knappe Besetzung der Kolonie mit Truppen, wie sie der geringe Grad finanzieller Bereitwilligkeit auf Seiten des Mutterlandes erheischt hatte, begann sich fühlbar zu machen; ihr war es zuzuschreiben, daß bei Eintritt der ersten Krise keine Reserven mehr in der Hand des Truppenkommandos waren; denn kein

Bezirk durfte damals zu Gunsten eines andern um eine nennenswerte Truppenzahl geschwächt werden. Ich sah mich daher genötigt, telegraphisch am 15. August in Berlin folgendes zu beantragen:

- a) Die Herausendung des zweiten etatsmäßigen Kriegsschiffes der »Ostafrikanischen Station« zwecks Entlastung der Polizeitruppen von dem unmittelbaren Schutz der Küstenstädte;
- b) die Rückkehr der nach Deutschland beurlaubten Offiziere und der Bezirksamtswänner von Kilwa und Mohoro;
- c) die sofortige Herausendung von 5 Offizieren, 5 Unteroffizieren und 3 Sanitätssergeanten als Ausbildungspersonal für neu einzustellende Rekruten und zur Ausfüllung des Personalbestandes der im Aufstandsgebiet fechtenden 3. und 5. Kompagnie;
- d) die sofortige Vornahme einer schon früher angeregten Anwerbung von 200 farbigen Soldaten in der italienischen Kolonie Erythrea durch den damals auf Urlaub befindlichen ältesten Stabsoffizier der ostafrikanischen Schutztruppe, Major Freiherrn von Schleinitz.

Die letztgenannte Maßnahme erschien mir besonders geboten, weil ich Wert darauf legte, in einem Kampf, in dem ich Negern Neger gegenüberstellen mußte, möglichst viel landfremde Elemente unter den Askari zu haben.

Obwohl meinen Anträgen stattgegeben wurde, so mußten doch noch Wochen vergehen, bis die erbetenen Verstärkungen eintreffen konnten. Die Tätigkeit des Kommandos der Schutztruppe erstreckte sich infolgedessen in der nächsten Zeit nur auf Neueinstellung von Rekruten, auf notwendige Verschiebungen im Personalbestand der fechtenden Truppe und auf Maßnahmen zur Sicherung und Verbesserung der Nachrichtenübermittlung. Unter anderm gelang es, Kibata in den Matumbibergen mit einer bei Ssamanga an der Hauptlinie etablierten Feldtelegraphenstation heliographisch zu verbinden. Ferner erhielten der Kreuzer »Buffard« und die verschiedenen Küstenplätze eine Vergrößerung ihrer Bestände an Waffen und Munition.

Unruhe in  
Ufaramo

In der zweiten Hälfte des Monats August mehrten sich die Hiobsbotschaften in Besorgnis erregender Weise. Sogar aus Ufaramo, dem nächsten Hinterland von Daresalam, kam die Nachricht, daß die Bevölkerung unruhig werde und daß abends an den Feuerstellen Erzählungen von einem Schlangengott und einem Zauberwasser von Mund zu Mund gingen; am Rufijifluß brannten die Aufständischen ein Dorf nach dem andern nieder und drohten, über den Fluß zu setzen und damit den Aufruhr auch in die nördlichen Küstenbezirke zu tragen.

Oberfall auf  
Liwale

Dabei verschlechterte sich auch im Bezirk Kilwa die Lage von Tag zu Tag. An der Straße, die von der Stadt landeinwärts über Ssongea durch das Land der Wangoni zum Njassa-See führt, wurden Überfälle auf Händlerkarawanen verübt, der Akida und einige treu gebliebene Jumben am Mariwese wurden von den Matumbileuten schwer bedrängt und gebrandschatzt, und bald drangen Gerüchte zur Küste, daß der kleine Polizeiposten in Liwale in Gefahr sei. Liwale, das etwa auf halbem Wege zwischen Kilwa und Ssongea liegt, war seiner Zeit besetzt worden, um eine Gummipflanzung zu bewirtschaften, die das Bezirksamt Kilwa, veranlaßt durch die reichen Kautschukbestände des umliegenden Dondelandes, zu Versuchszwecken angelegt hatte. Postenfürher und Steuererheber in Liwale war jetzt der Feldwebel Faupel. Außer ihm wohnte dort noch ein deutscher Kaufmann namens Aimer, der als Angestellter einer Hamburger Firma Kautschuk pflanzte und Handelsgeschäfte betrieb.

Etwa am 11. August wird Feldwebel Faupel die erste Wahrnehmung von einer aufgeregten Haltung der Bevölkerung gemacht haben. Am 12. erfährt er, daß eine von ihm ausgeschickte Erkundungs-Patrouille zusammen mit einigen Händlern, die früher in der Schutztruppe gedient hatten, wenige Wegstunden von Liwale entfernt von einem Haufen Aufständischer niedergemacht worden ist. Schon am folgenden Tag wird der kleine Posten, in dem sich die beiden Europäer mit 6 Askari eingeschlossen sehen, von einer nach Hunderten zählenden heulenden Menge bestürmt und beschossen.

Nach zweitägiger heldenmütiger Gegenwehr ist der brave Feldwebel, nachdem er sein brennendes Haus hatte verlassen müssen, den Giftpfeilen seiner Angreifer erlegen. Der Kaufmann Aimer wird auf der Flucht ermordet und die wenigen Getreuen, die an der Seite der beiden Weißen ausgehalten haben, werden samt Frauen und Kindern in der grausamsten Weise niedergemetzelt.

Auch die Hilfsaktionen, die beim Auftreten der ersten Gerüchte von der bedrohten Lage des Liwalepostens eingeleitet worden waren, erlitten zum Teil ein trauriges Schicksal. So wurde die vom Bezirksamt Ssongea auf den Hilferuf Faupels entsandte kleine Abteilung unterwegs von Aufständischen überfallen und mit ihrem Führer, dem Sergeanten Thiede, niedergemacht. Eine Entsatzabteilung aus Kilwa unter Befehl des Unteroffiziers Koch entging zwar der Vernichtung, mußte sich aber auf die Nachricht, daß Liwale bereits gefallen war, unter steten Gefechten wieder bis zur Küste zurück durchschlagen.

Hilfsaktionen

Einer dritten, stärkeren Abteilung glückte es zwar, bis nach Liwale vorzudringen; sie erreichte aber den Posten erst drei Wochen nach seinem Fall. Ihr Marsch stellte sehr hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppe und war besonders reich an bemerkenswerten Zwischenfällen.

Expedition  
Grawert

Das Detachement gehörte zur 5. Kompanie, die, wie innerlich sein wird, in den Matumbibergen focht. Der Führer war Oberleutnant Gideon von Grawert, dem zunächst die Aufgabe zugewallen war, die Bewohner der Landschaft Mtumbei wegen der Ermordung des Pflanzers Hopfer zur Rechenschaft zu ziehen. Als dann bei der Truppenleitung in Daresalam Nachrichten von dem Weitergreifen des Aufstandes nach Westen eingingen und es außerdem den Anschein hatte, als ob der größere Teil der Matumbirebellen nach dem Dondeland ausgewichen sei, wurde dem genannten Offizier der Befehl erteilt, über Kitope auf Liwale vorzugehen, die Ausdehnung des Aufstandes in westlicher Richtung festzustellen und dabei zu versuchen, mit der Militärfstation Mahenge in Verbindung zu treten.

5

Oberleutnant von Grawert marschierte mit Leutnant Lincke, Stabsarzt Dr. Skrodzki, Oberfeuerwerker Knoke, Sergeant Schober, 80 Askari und 1 Maschinengewehr am 20. August aus seinem Lager ab, das auf der verwüsteten Baumwollfarm des unglücklichen Anfielers stand. Das Detachement blieb über vier Wochen ohne jede Verbindung mit der Kommandobehörde in Daresalam oder einem anderen Truppenteil; es sollte erst am 22. September wieder an der Küste eintreffen, nachdem es an 29 Tagen marschiert und davon an 22 Tagen erfolgreich gefochten hatte.

Das Gelände, welches durchzogen wurde, war oft unübersichtlich und schwer zu passieren. Auch lag damals die Trockenzeit über dem Land und hatte die Wasserläufe versiegen, die Tränkstellen vertrocknen lassen.

Tag und Nacht von kleineren Banden Aufständischer umschwärmt und beschossen, drang die kleine Truppe vorwärts, ins Dondeland hinein. Die Rebellen stellten sich, wie in den Matumbibergen, auch hier nicht mehr in größeren Massen zum Kampf. Nur einmal entwickelte sich am sechsten Marschtage am Lukolirofluß ein größeres Gefecht. Etwa 400 Rebellen hatten den Rand des Flußbettes in einer langen Linie besetzt. Sie vermochten indessen nur auf kurze Zeit dem Ansturm der Askari, deren tapferes Verhalten ihr Führer besonders hervorhebt, weil sie in der Mehrzahl junge, nur unvollkommen ausgebildete Rekruten waren, stand zu halten und zogen sich mit einem Verlust von 28 Toten und vielen Verwundeten fluchtartig zurück. Eine große Anzahl von Vorderladegewehren, Bogen und Giftpfeilen blieb in den Händen des Siegers, dessen Freudegefühl über den errungenen Erfolg freilich dadurch stark herabgemindert wurde, daß der Rest des Tages und die darauf folgende Nacht ohne Wasser verbracht werden mußte.

Überall, wo die Kolonne auf menschliche Ansiedlungen traf, wurde sie feindlich empfangen, und oft gingen, ein unvermeidliches Schicksal in allen Kolonialkriegen, Dörfer, Vorräte und

andere wirtschaftliche Werte in Flammen auf. Beiden kämpfenden Parteien zum Schaden! Denn auch die Schutztruppe focht ja auf eigenem Grund und Boden und nicht in Feindesland. Bald brachen infolge der schlechten Wasserverhältnisse Krankheiten aus. Die Kranken und Verwundeten aber mußte man mit sich nehmen, um sie nicht einem erbarmungslosen Gegner zu überantworten.

Dabei fehlte es an kundigen Führern. Von einer Wegeverbindung, auf der man Boten nach der benachbarten, freilich noch fernen Militärstation Mahenge hätte schicken können, wollte niemand etwas wissen. Da aber die Oberleitung, wie in den meisten Fällen, auch hier davon abgesehen hatte, den Unterführer durch einen detaillierten Befehl zu binden, so war Oberleutnant von Crawert völlig Herr seiner Entschlüsse. Weil er das schwache Liwale bedroht wußte, anderseits aber über das stärkere, vielleicht gar nicht gefährdete Mahenge keinerlei Kunde erlangen konnte, so entschied er sich dafür, zunächst dem Liwaleposten zu Hilfe zu eilen und damit seinem Marsch eine südlichere Richtung zu geben.

Am 9. September traf er in Liwale ein. Der Anblick, der sich ihm bot, zeigte deutlich, was sich zugetragen hatte. Die Häuser der kleinen Ansiedlung waren gänzlich zerstört und ausgeraubt. Über hundert schon in Verwesung übergegangene Tote lagen umher, darunter Frauen und Kinder, in grausamster Weise verstümmelt. Die Leiche des Feldwebels Faupel, von vielen Pfeilen durchbohrt, wurde erst am folgenden Morgen gefunden und der tapfere Mann konnte mit militärischen Ehren zur letzten Ruhe bestattet werden.

Dann begann die Sorge um die Verpflegung ein ernstes Gesicht anzunehmen, denn die Vorräte auf den Feldern und in den Dörfern waren von den Aufständischen verbrannt oder bei Seite gebracht worden. Nur mit knapper Not vermochte die Truppe ihr Leben zu fristen und den Anstrengungen gewachsen zu bleiben, welche die täglichen Streifzüge in der Umgebung erforderten. Am 15. September marschierte sie von Liwale in

der Richtung auf Kilwa zu ab, begleitet von den fortgesetzten Angriffen der Rebellen.

Ermordung  
des  
Bischofs Spiß

Am 18. wird die Wasserstelle Mitondo erreicht. Schon auf dem Wege dorthin fallen dem Abteilungsführer Überreste von Europäerzelten und ein zerrissenes Gebetbuch in die Augen. Weiterhin, auf dem Lagerplatz, liegen große Mengen erbrochener Konservenbüchsen und zerschlagene Kistendeckel umher, dazwischen zerstreut einzelne Blätter, mit Versen, Bibelsprüchen und Hymnen bedruckt. Schließlich werden vier zertrümmerte Schädel und andere menschliche Gebeine gefunden. Eintrocknete Blutlachen und zahlreich umherliegende Pfeile lassen jeden Zweifel schwinden, daß hier ein grauenvolles Geschehnis stattgefunden hat.

Eine noch lesbare Visitenkarte wird von einem Askari im Busch gefunden: sie trägt den Namen des Bischofs Cassian Spiß von der Benediktinermission in Daresalam.

Welches düstere Drama hatte sich dort in der Wildnis abgespielt?

Bischof Spiß, der Obere der katholischen Mission im südlichen Teile der Kolonie, war noch vor wenigen Wochen mein Gast gewesen. Er hatte sich damals verabschiedet, um eine Visitationsreise nach dem Bezirk Ssongea, seinem früheren Wirkungskreise, anzutreten. Er war gerade im Begriff, mit seiner Karawane von Kilwa aufzubrechen, als die Unruhen in den Matumbibergen einen bedrohlichen Charakter anzunehmen begannen.

Der stellvertretende Bezirksamtman, ebenso wie der in Kilwa anwesende Major Johannes, sah sich deshalb veranlaßt, auf die Gefahren aufmerksam zu machen und den Bischof zu erfuchen, seine Reise wenigstens solange aufzuschieben, bis sich die Lage geklärt habe. Bischof Spiß wollte indessen von einem solchen Aufschub nichts wissen, sondern bat, wohl einsehend, daß das Bezirksamt zurzeit keinen seiner Askari entbehren konnte, um Waffen für sich und seine Begleiter. Er erhielt daraufhin 12 Karabiner und 300 Mauserpatronen und erklärte, die volle Verantwortung für alles Kommende

übernehmen zu wollen. Am 5. August passierte die Missionskarawane den Wachtposten auf dem Singino-Hügel vor den Toren von Kilwa und marschierte nach Westen zu ab.

Ihre weiteren Schicksale sind durch die beiden christlichen Diener des Bischofs bekannt geworden, denen es gelang, der Katastrophe zu entrinnen. Ihre Angaben stimmen mit den übrigen Befunden im großen und ganzen überein und verdienen deshalb Glauben. Danach hat sich etwa folgendes ereignet: Die Karawane war schon sieben Tagemärsche weit gereist, als ihr unterwegs, am 13. August, die Nachricht von einem Überfall auf den drei Tagemärsche vor ihr liegenden Liwaleposten zugetragen wurde. Diese Kunde wirkte äußerst verhängnisvoll. Sie veranlaßte die gesamten Lastträger, Leute vom Stamme der Wangoni, unter Mitnahme der ihnen anvertrauten Gewehre in der folgenden Nacht auf und davon zu gehen, und der Bischof blieb mit seinen nächsten Begleitern allein. Dies waren die Missionsbrüder Andreas Scholzen und Gabriel Sonntag, zwei Missionschwestern, Felicitas Hiltner und Kordula Ebert, und drei schwarze Diener.

Die Größe der Gefahr erkennend, beschloß man jetzt umzukehren. Man nahm nur die notwendigsten Sachen mit, zwei Kisten und die übriggebliebenen zwei Gewehre. Nachdem der Bischof in der Frühe des 14. August die Messe celebriert und Abolution erteilt hatte, brach man auf.

Gegen 9 Uhr vormittags sah die kleine Karawane eine große Horde bewaffneter und wild gestikulierender Neger auf sich zukommen, die, ihren Rufen nach zu urteilen, nach Liwale ziehen wollten. Der Bischof trat den Leuten entgegen und versuchte zunächst sie anzureden und ihnen verständlich zu machen, daß die Missionare nicht Feinde seien, sondern nur gekommen wären, um den Negern gutes zu erweisen. Aber man ließ ihn gar nicht ausreden, sondern der Führer der Horde, der Jumbe Abdallah Chimai, stieß ihm seinen Speer in den Hals, worauf er zu Boden sank und dann noch von mehreren anderen Speeren durchbohrt wurde. Die Schwestern hatten sich auf die Kisten

gesetzt und verhüllten, als sie den Bischof fallen sahen, mit dem Schleier ihr Gesicht. Sie und die beiden Brüder endeten dann gleichfalls unter den Speerstichen ihrer Angreifer.

Die Trauerkunde von der Ermordung des Bischofs hat damals in Deutsch-Ostafrika und auch in der Heimat große Aufregung hervorgerufen. In Deutschland hat sie wohl auch weiteren Kreisen über den Ernst der Situation die Augen geöffnet. In der Kolonie selbst empfand man, neben herzlicher Teilnahme an dem Schicksal der Gemordeten, schwere Beforgnis und fragte sich, was die Zukunft nun wohl noch bringen werde.

Kritik Auch die Kritik bemächtigte sich sofort des beklagenswerten Vorfalles und erhob gegen den Bezirksamtmann und den Bischof den Vorwurf des Leichtsinns und der Unvorsichtigkeit, gegen den ersteren, weil er die Missionare ziehen ließ und ihnen auch noch Gewehre mitgab, die dann in die Hände der Rebellen gerieten, gegen den letzteren, weil er sich weigerte, seine Reise aufzuschieben.

Solche Urteile waren in der damaligen erregten Zeit wohl begreiflich. Heute wird man ruhiger und deshalb anders darüber denken. Gewißlich hat das Bezirksamt nur seine Pflicht getan, wenn es warnte und dringend von der Reise abriet. Sollte es aber einen erfahrenen Mann, wie den Bischof, der sein Marschziel, den Reifeweg und das Volk, unter das er sich begeben wollte, aus jahrelanger Tätigkeit wohl kennen mußte, unter Anwendung von polizeilichen Maßnahmen zurückhalten? War es denn nach bisherigen Erfahrungen so unwahrscheinlich, daß drei Europäer mit zwölf wohlbewaffneten und bisher als zuverlässig bekannten Schwarzen sich auch durch größere Banden von aufständischen Eingeborenen glücklich durchschlagen würden? Oder sollte das Bezirksamt in so kritischer Zeit dem zur Reise fest Entschlossenen die Waffen verweigern und dann Schuld haben an seinem Tode?

Daß Bischof Spiß selbst es für seine Pflicht hielt, gerade damals rasch nach Ssongea zu eilen, wo eine Begegnung mit dem Abt der Benediktiner verabredet war, müssen wir seinen

Verteidigern glauben, und wenn er die Zuversicht hegte, daß die allgemeine Lage und seine Bewaffnung ihm gute Chancen ließ, sein Ziel glücklich zu erreichen, so hat er damit nur den Irrtum aller geteilt, die vor dem Aufstande die Einmütigkeit und Angriffslust der Eingeborenen unterschätzt haben. Auch loderte damals die Flamme des Aufruhrs zwar in Matumbi und in Kilwa auf, aber von Unruhen im weiten Westen, wohin der Bischof ziehen wollte, waren am 5. August noch nicht einmal Gerüchte zur Küste gedrungen. War doch auch erst vor wenigen Tagen der Missionar Nauhaus mit seiner Familie, die gleiche Straße vom Njassa-See her reisend, unverfehrt in Kilwa angelangt. Wer trotzdem dem Bischof Leichtsinns und Mangel an Urteil vorwerfen will, der muß ihm jedenfalls auch ein hohes Maß von persönlichem Mut und von Vertrauen auf Gott und seine guten Waffen zuerkennen.

Wenn man ferner bedenkt, daß unter früheren kritischen Verhältnissen, in denen die Schutztruppe von den Eingeborenen bekämpft wurde, wie es z. B. im Uheheland der Fall war, die Missionare meistens unbehelligt gelassen wurden, so wird es auch erklärlich, warum Bischof Spiß, als er die Horde auf sich einstürmen sah, auf seine Angreifer im Guten einzureden suchte, anstatt gleich zum Gewehr zu greifen und sich seiner Haut zu wehren. Unverständlich wird es dagegen wohl auf immer bleiben, weshalb die beiden Missionsbrüder, nachdem sie den Bischof hatten zu Boden sinken sehen und damit der Fall der Notwehr eingetreten war, nicht von der Waffe Gebrauch gemacht haben, um ihr Leben und das der beiden unglücklichen Frauen, die man bedauerlicherweise nicht an der Küste zurückgelassen hatte, zu retten oder so teuer als möglich zu verkaufen.

Auch der Fall des Liwalepostens oder doch seine Beschleunigung durch die den Rebellen in die Hände gefallenen Mauergewehre ist den Missionaren mit Unrecht in die Schuhe geschoben worden. Der Zusammenhang beider Katastrophen ist aber schon deshalb unwahrscheinlich, weil die kleine Station am gleichen oder vielleicht schon am vorherigen Tage überwältigt wurde und

dabei, nach Aussage von Augenzeugen, auf Seiten der Angreifer nur Speere und Giftpfeile zur Verwendung gelangt sind.

Der moralische Eindruck freilich, den die Nachricht von der Niedermeglung der Missionskarawane in der Kolonie damals machte, war ein um so größerer, als sie gleichzeitig mit der Kunde von dem Fall Liwales, also einer Regierungsstation, bekannt wurde. Daß beide Erfolge für die Aufständischen ein neuer Ansporn waren und daß dadurch noch manche ungeschlossene Volksgemeinschaften in deren Reihen getrieben wurden, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Der Rang des ermordeten geistlichen Würdenträgers, die Überschätzung, deren sich die wirkliche Stärke einer Regierungsstation bei den Negern erfreut, und jetzt auf einmal die Bezwingung einer solchen, schließlich auch die verhältnismäßig große Zahl der hier innerhalb zweier Tage umgekommenen Europäer, alles das konnte nicht ohne weittragende Wirkung bleiben. Dazu kam, daß die Gerüchte von dem, was sich tatsächlich ereignet hatte, in immer übertriebeneren Formen von Mund zu Mund weiter gingen. Die hierdurch eingetretene Verschlimmerung der allgemeinen Lage veranlaßte mich, nunmehr vom Heimatlande abermals weitere Verstärkungen anzufordern.

Neue  
Verstärkungen  
beantragt

Ich beantragte daher am 20. August, erstens, mir mit größter Beschleunigung das nötige europäische Personal für vier neu aufzustellende farbige Kompagnien zu je 150 Mann (einschließlich der in Erythrea anzuwerbenden Mannschaften) zur Verfügung zu stellen und zu diesem Zweck noch 12 Offiziere, 8 Unteroffiziere und möglichst zahlreiches ärztliches Personal herauszufenden; zweitens die Formierung und Überweisung einer weißen Kompagnie in der Stärke von 150 Mann. Nach Eintreffen dieser Verstärkungen glaubte ich in der Lage zu sein, die planmäßige Unterwerfung der rebellischen Landschaften in Angriff zu nehmen.

Meine Anträge wurden als berechtigt anerkannt. Noch am gleichen Tage erhielt ich die telegraphische Nachricht, daß auf Befehl des Kaisers schon in den nächsten Tagen zwei Kreuzer und eine Kompagnie Marine-Infanterie nach Ostafrika abgehen würden.